

Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 16.

1884.

Erscheint alle 14 Tage in Hefen à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Kautsky.

15. Fortsetzung.

Die Tete des Zuges war schon gebildet; die Fahnenträger und die Träger des Kreuzes schritten voran, ihnen folgte der Pfarrer, dann kam die männliche Schuljugend, hinter ihnen die Mädchen. Jetzt traten die Männer ein und den Schluß machten die Weiber.

Unter diesen herrschte keine Disziplin, sie gingen wie sie wollten und konnten.

Der Vorbeter schritt zur Seite des Zuges, alles wohl im Auge behaltend und dabei mit seinem trivialen verjoffenen Tenor seine Litanei herunterschreiend, die von den wirr ineinander tönenden Stimmen der Bittgeher nachgeplappert wurde.

Hier beim Ausgang war die Gebetskraft noch eine bedeutende und zumal jetzt, unmittelbar nach den üblen Berichten des Franzel, verlegte man sich mit allem Feuer auf die Anrufung der Heiligen. Die Weiber und Kinder, die sich hier versammelt hatten, aber nicht mit konnten, sahen mit schweren Herzen den Dahinscheidenden nach. Auch die Hofer war unter denen, die umkehren mußten, sie hatte es in den Füßen, und gerade heute mußte sie's auch in der Hüfte verspüren. Sie wischte sich mit dem Schürzenzipfel die Tränen aus den Augen.

Ach, diese katolischen Gebräuche, dieser Kultus war ja das einzige, was einen Funken Poesie in das arme freudlose Leben dieser Menschen brachte, das einzige, das ihre Phantasie erregte, das sie, für Stunden wenigstens, der Not, dem Jammer ihres Daseins entriß. Es befriedigte doch, wenn auch in der unvollkommensten Weise, das ideale, das künstlerische Bedürfnis, das angeborene Lustbedürfnis dieser Menschen.

Auch der Holzhauer Franzel stand da, den Hut in den schwieligen Händen, und er sah dem Zuge nach, dem die flatternden Fahnen vorangingen und der unter Gesang auf dem sonnenbeschienenen Wege längs des im smaragdnen Grün schimmernden Sees dahinwalle. Lange sah er ihm nach und eine innere Stimme, oder richtiger, das anerzogene Empfinden, drängte ihn, ihm zu folgen, sich ihm anzuschließen. Aber dann wendete er sich plötzlich um und schaute rückwärts nach dem Plattenberg, und er stülpte den Hut auf den Kopf und entschlossen rief er: „Ich mach doch die Anzeige, es ist meine Pflicht.“

Er schritt wacker aus und kam bald dem Zuge vor, der ihn auch nicht mehr einholte.

Die vorderste Abteilung desselben kam indes bald in Unordnung, die Fahnenträger und der Herr Pfarrer blieben stehen und drückten sich auf die Seite. Ein Trupp Reiter kam ihnen auf der nicht allzubreiten Straße entgegen. Auf der einen Seite waren die Felswände, auf der andern der See, ein Ausweichen war nicht gut möglich, und die Reiter sprengten wie Besessene daher.

Die Litanei stockte, einige Schreie wurden hörbar und schließlich kletterte die Mehrzahl auf die vorspringenden Stellen der Felswand, um die berittene Schaar vorüber zu lassen. Es war Helene in Begleitung Elsas und ihrer Kavaliere.

Helene war allen voran, und als sie ihrerseits den Zug erblickte, mäßigte sie keineswegs den scharfen Trab ihres Pferdes. Dieses begann vor dem Flattern der Fahnen sich zu scheuen, vor den Mufen der Menge, aber sie versetzte ihm einen Hieb, daß es sich bäumte und dann vorwärts rannte. Sie hielt erst an, als sie unter der Kirche angekommen war und lachte auf im Uebermut und Wohlgefallen an der eigenen Kraft. Sie saß aber auch so fest im Sattel. Sie erwartete hier die übrigen, die in einem mäßigeren Tempo ihr gefolgt waren; ihre Augen verfinsterten sich, als sie bemerkte, daß Arnold an Elsas Seite ritt, und daß sie beide den Schluß der Kolonne bildeten.

Sie rief ihm in einem gereizten Tone zu, an ihre Seite zu kommen.

„Sie sind der einzige, der die Terrainverhältnisse des Ortes kennt, und Sie bleiben en queue.“

„Ich werde mit Vergnügen die Führung übernehmen,“ sagte er mit einer kleinen Neigung des Hauptes, „sobald ich erwarten darf, daß Sie sich derselben unterordnen.“

Sie warf den Kopf, auf dem der dunkle Männerhut saß, ein wenig zurück und zeigte ihm ihr kapriziösestes Gesicht: „Ich bin gewohnt meiner Laune, meinem Temperament zu folgen — es war Gereiztheit des Herzens in dem Ton, die aufstachelnd auf ein anderes wirkt, aber versuchen Sie es doch, ergreifen Sie die Zügel und — zwingen Sie mich, Ihnen zu gehorchen.“

Wie sie das nur sagte, halb in demütiger Bitte, halb in

kühner Herausforderung und in Haltung und Blick lag jener fesselnde undefinirbare Reiz, den Frauen üben, die sich ihrer Macht bewußt sind.

Um seine Lippen legte sich wie Spott und er antwortete fast scharf: „Die Verhältnisse, Gräfin, werden diese Unterordnung lehren, besser als jeder persönliche Eingriff. Sehen Sie, die Straße ist zu Ende, wir sind im Orte. Ihr Pferd wird bald keinen Fußbreit ebenen Terrains mehr finden und alle Vorsicht nötig haben, um nicht zu stolpern. Ich werde seine Gangart ein wenig nach der meines Althan richten, Komtesse, und auch Sie, meine Herren, werden gut tun, gleichfalls darauf zu achten.“

Er griff Helenens Pferd in die Zügel und drängte es nahe an das seine heran.

Helene sagte kein Wort; ein wenig nach seiner Seite geneigt, schien sie sich ganz seiner Leitung zu überlassen. Es ging langsam vorwärts. Die Weiber und Kinder kamen an die Türen und schauten ihnen neugierig nach. Die Damen erregten besonderes Interesse. Sie sahen aber auch so hübsch, so pikant aus, daß sie wohl überall und unter allen Umständen die Blicke auf sich gezogen hätten. Sie trugen dunkelblaue, ganz eng anliegende Reittkleider, deren Röcke so kurz waren, daß sie die Füße, die in zierlichen Lackstiefeln staken, ein wenig sehen ließen, runde Männerhüte mit einem kurzen Schleier saßen auf dem lichten Haar, das rückwärts in dichten Flechten über den Nacken herabfiel. Sie sahen in der gleichen Tracht fast wie Schwefelstein aus.

Bald wurde der Weg so eng, daß ein Pferd hinter dem andern gehen mußte. Arnold nahm die Föte, aber er sah sich häufig um und begegnete dann immer Helenens Blick.

Man hatte die „Lahn“ erreicht und konnte auf dem weiten Terrain sich wieder vereinigen. Elsa ritt an Helene heran und reichte ihr zum Abschiede die Hand. „Ich bin am Ziele, und meine kleine Freundin erwartet mich,“ sagte sie.

Die Herrn versuchten es nochmals, ihren Entschluß zu erschüttern und sie zum Mitkommen zu bewegen. Sie versicherte, daß sie das Salzwerk sehr gut kenne und begehrte sofort abzufeißen, da sie die wenigen Schritte bis zum Hause des Frierder zu Fuß zurückzulegen gedente.

Es war bestimmt worden, daß einer der Reitknechte mit der Komtesse zurückbleiben solle; er half ihr jetzt vom Pferde und erhielt von Elsa die Weisung, im Gasthause, wo er die Pferde einstellte, zu warten, bis sie ihm einen weiteren Befehl zukommen ließ.

Sie grüßte dann alle mit der Hand und wendete sich einem Fußwege entgegen.

Sie hörte, wie die Pferde wieder in Trab versetzt wurden und nach einigen Minuten wandte sie sich um, um ihnen nachzusehen. Sie hatten bereits den Waldweg erreicht, der in Serpentin den Salzberg aufwärts führte, bis zu den Arbeitshäusern und den Stollen, die in einer Höhe von dreihundert Metern in den Berg hineingingen.

Arnold ritt an Helenens Seite. All ihre Munterkeit schien dieser wieder zurückgekehrt zu sein. Der Wind trug ihr den Ton ihrer Stimme zu und ihr helles Lachen. Und sie sah so schön zu Pferde, die seltene Geschmeidigkeit und Elastizität ihres Körpers mußte jedes Auge bestechen. Jetzt erhob sie sich ein wenig im Sattel und mit der einen Hand knickte sie von einem den Weg überschattenden Baume einen Blütenzweig; Arnold riß ihn erst vollends herunter, und sie teilte ihn nun an die Kavaliere aus; sie wußte all ihre Anmut dabei zu entfalten.

Elsa seufzte; sie empfand als Weib, daß jene gefiel, weil sie gefallen wollte, ihm gefallen wollte, und wieder durchdrang das junge Herz der Stachel der Eifersucht. Aber hatte er ihr nicht gesagt, es sei ein Jertum, und er werde jene niemals lieben können? Sollte sie an ihm zweifeln? Nein! So rief es fast laut in echter Herzensfreudigkeit. Wenige Minuten später lagen sich Elsa und Evi in den Armen und küßten sich auf Mund und Wangen. Engumschlungen traten sie zusammen in die ärmliche Hütte am Fuße des Plattenberges.

17. Kapitel.

Es ist fast Mittag. Die sonndurchwebte Luft ist klar und mild, sie zittert ein wenig.

Ein würziger Harzdunst bringt aus den Wäldern ringsum, und ein leiser Wind führt ihn weiter und mengt ihm das zarte Aroma bei, das aus den niederen, am Boden wuchernden Kräutern emporsteigt.

In dem einsamen Aeter hoch oben kreist ein Adler mit langsam majestätischem Flügelschlag. Er scheint in der Luft gleichsam zu stehen, sich im Aeter zu baden. Im Dunstkreis der Erde aber tummeln sich unter den gleichen belebenden Einflüssen Myriaden der kleinsten Lebewesen und bringen ihr Lustgefühl zum sinnlichen Ausdruck. Sie alle freuen sich des frisch-erglühenden Tages, und die Sonne ist ihnen allen Labjal und Freude. Und höher steigt sie und die Temperatur nimmt zu.

Aber die Bergleute, diese menschlichen Maulwürfe, genießen nicht ihre Wohlthaten.

Ausgeschlossen sind sie von Licht und Wärme; die fürchterliche Nacht umgibt sie und sie arbeiten Winter und Sommer in der gleichen feucht-frostigen Temperatur von nur vier Grad Wärme.

Und sie arbeiten zumeist allein.

Jedem ist seine Stelle angewiesen in einem Gange, der entweder durch frühere Auslaugungen zu einer Kammer sich erweitert hat oder so enge ist, daß ein Mann nur eben aufrecht darin zu stehen vermag. Oft vermag er nur in gebückter Stellung die Bohrlöcher einzuschlagen für die Sprengungen, die alsbald die Felsenmassen, die für die Ewigkeit gefügt schienen, in wilder Kraft auseinander reißt und zum Stürzen bringt. Das Steinsalz wird hinausgeschafft, und in die also gewonnenen Räume wird das Wasser eingeleitet, das gierige Element, das am Boden, an den Wänden, an der Decke weiterfrißt, mit Salz sich sättigt, bis es den nötigen Prozentsatz der Sole in sich aufgenommen hat und in Röhren nach den Sudhäusern abgelassen wird.

Georg arbeitet heute in einer solchen Kammer. Sie reicht hoch hinauf und ihre Decke entzieht sich seinem Blicke. Die Grubenlampe, die mit einem eisernen Haken in den Felsen eingestochen ist, erhellt im engen Umkreis nur eine Wand. Dort glizert es feucht, und rötliche und weißlich graue Salze schimmern da entgegen, von dunklen symmetrisch laufenden Adern durchzogen, mit Ton gemischt, an manchen Stellen wieder ganz rein kristallisiert, gleich Edelsteinen blizend. Die kleine Dellampe raucht und qualmt darüber hin; ihr Docht ist frei, durch nichts geschützt, und ihre Füllung reicht für eine sechsstündige Schicht gerade aus.

Georg steht aufrecht, das als Spizkeil wirkende Eisen in der linken, das Hästel in der rechten Hand; er setzt das Eisen an die Wand, und indem nun jeder Schlag dasselbe treffen muß, höhlt er ein zylindrisches Loch in den Felsen. Das flackernde trübe Licht erleuchtet sein blaßes Gesicht und zeigt auf dem dunklen Gekräusel seines kurzen Bartes im grauen Schimmer winzige Salzkristalle.

Er arbeitet im Geding, und unaufhaltsam setzt er die monotone Arbeit fort. Seine intelligenten Augen sind nur auf den einen dunklen Punkt gerichtet, den er zu treffen hat. Er räuspert sich von Zeit zu Zeit; die Lunge muß des abscheulichen Brodems, den sie einatmet, sich entledigen. Das Geräusch seiner Lunge klingt in dieser tiefen Stille und Abgeschlossenheit, die keinen Ton hinausläßt, dem Ohr hart und metallisch, gleich den Schlägen seiner Haut. Sonst alles lautlos um ihn herum; doch nein, ein Tropfen fällt, silbern tönt er, und wieder einer, und wieder — es tropft und rieselt von den feuchten Wänden. Es ist das einzige Zeichen des Lebens außer ihm, das einzige Zeugnis von den ewig wirkenden Kräften in der Natur, das ihm hier zum Bewußtsein kommt.

Armseliges Leben!

Die Bohrlöcher sind gemacht, mit Pulver gefüllt, und die Bohrnadel ist eingeführt. Den übrigen freien Raum um die

selbe verstopft und verrammelt er mit trockenem Lehm, dem sogenannten Schießkuchen. Jetzt wird die Bohrnadel wieder herausgezogen und an dessen Stelle ein Schilfröhrchen mit dem Schwefelsaden eingeführt. Da die Arbeiter im Geding von ihrem kargen Ertrag die Sprengstoffe, Licht und Lunte selbst zu beschaffen haben, so nehmen sie, um zu sparen, die Lunte möglichst kurz. Und nun — er entzündet die eine und die andere und stürzt mit seiner Lampe hinweg. Wehe ihm, wenn er auf dem nassen schlüpfrigen Salzboden ausgleitet, wenn er fällt, wenn sonst ein Hindernis, und sei es auch nur das einiger Sekunden, seine Flucht hindert, er ist verloren.

Er wirft sich auf einen Haufen ausgelaugten Gesteins, das in der Kammer hügelartig den Boden bedeckt — die Detonation erfolgt und mit entsetzlichem Krachen bricht ein Stück der Wand zusammen.

Wie jeder Muskel seines Körpers bebzt, wie ihm das Herz pocht!

Und nun erfüllt den Raum stinkender Pulverdampf und mischt sich mit der matten Grubenluft und dem Qualm der rauchigen Lampe an seiner Seite, die dem Manne das bisschen Sauerstoff in der Luft streitig macht. Er verharrt einen Augenblick in seiner Lage, in tiefen schweren Atemzügen, die Hand gegen die pochenden Schläfen gedrückt. Und wenn ihn nun die entsetzliche Kraft erfasst und ihn zermalmt hätte, unter den stürzenden Felsen begraben? Was wäre daran gelegen? was bedeutet denn ein so armselig elendes Leben?! um so elender, weil ihm bereits die Erkenntnis ausgegangen für all das Erhabene, das eine Menschenbrust erfüllen kann, für all das Glück, dessen sie fähig ist. Und er sollte immer ausgeschlossen bleiben, und sein heißes Sehnen würde niemals gestillt werden? jener Durst nach Bildung, nach Wissen, nach Wahrheit?!

Es ist wieder ruhig geworden um ihn herum; nur einzelnes Gestein und Blättchen Salz bröckeln noch herunter. Und wieder hört er die Tropfen fallen, tac — tac — tac! Ihn durchschauert's. Ein Fiel überkommt ihn vor sich selbst. Ein Tier dünkt er sich, das in der Höhle haust und sie durchwühlt um seines Fraßes willen. Und nicht einmal gesättigt! nicht einmal das niederste Bedürfnis befriedigt, nicht einmal dies!

Und jetzt taucht — ein furchtbarer Kontrast — in der Phantasie des Arbeiters ein Bild auf, das ihm all die Poesie des Lebens verwirklicht, ihm die Bildung des Geistes vereint zeigt mit der edelsten Herzensbildung: Elsa.

Schon als Knabe hat er sie geliebt, unter den beschämenden Martern, und er hätte sich eher die Zunge ausreißen lassen, ehe er eingestanden, wie viel sie ihm gegoten. Jetzt steht er ihr als Mann gegenüber, und wieder wäre Schweigen sein Teil? ein Zufschverschließen alles dessen, was ihm die Brust bewegt? Nein!

Er fühlt, daß es inzwischen anders geworden ist, sie haben ein gegenseitiges Anrecht auf einander, und zwischen ihnen gibt es ein Gemeinsames, ein Etwas, das mächtiger ist als Blutsverwandtschaft und dauernder als die Liebe. Es ist das gleiche Ziel, der gleiche Endzweck, es ist das, was Menschen einer Zeit verbindet, sie unter gleichen Ideen und Voraussetzungen zum Handeln drängt.

Auch er wird handeln, und er wird dem heißen intellektuellen Drange folgen, der ihn, einem Gesetze gleich, erfasst hat, von dem er sich nicht mehr losringen kann und nicht mehr losringen will. Und er wird die Kraft finden, seine elende Lage zu ertragen, seitdem er weiß, daß es sein heiligstes, sein moralischstes Recht ist, sie zu verbessern, und so wird auch er an dem großen Werke der Zukunft mit arbeiten, und was ihm selbst wohl unerreichbar bleibt, für andere wenigstens erringen helfen.

Er erhebt sich.

Er streicht das wirre Haar aus seinem Antlitz, seine Augen sehen wieder klar und fest und ruhig.

Er stößt die Lampe ein und ergreift sein Werkzeug, um seine Arbeit wieder aufzunehmen.

Horch, drei Schläge; dumpf und leise tönen sie. Sie kommen aus einem andern Gang, aber sie sind deutlich hörbar.

Sein Wandnachbar fragt bei ihm an, und verlangt von ihm ein Zeichen, das Kunde gibt, daß er die Sprengung ohne Schaden ausgeführt.

Georg schlägt als Antwort mit dem Fäustel dreimal an den Felsen.

Nach kurzer Zeit wiederholt der andere das Klopfen. Sechs Schläge sind's. Ah, es ist Mittag, und in der Tat, seine Lampe droht zu erlöschen.

Er reißt sie aus dem Gestein und wirft Haue und Eisen von sich und ohne einen Blick auf die vollbrachte Arbeit wendet er sich ab. Er verläßt die Kammer und durchheilt mehrere Gänge.

Sie sind enge und verengen sich immer mehr. Der Berg wächst, wie es in der Bergmannssprache heißt.

Schon sind die mächtigen Balken der Streckenzimmerung zum Teil geborsten, zersplittert, und sie beugen sich immer mehr und mehr unter den stetig anschwellenden Gesteinsmassen. Jetzt gelangt er in den Stollen, in dem die Geleise für die „Gunde“ gelegt sind. Sie sind mit Steinsalz beladen und Arbeiter treiben sie vor sich her.

Aus allen Stollen treffen nun die Bergleute zusammen, für alle ist nach der sechsständigen Schicht die Zeit des Ausfahrens gekommen.

Von Nacht zum Licht.

Sie schreiten vorwärts ohne ein Wort zu verlieren. Da vernimmt man Stimmen im wirren Durcheinander; wie aus weiter Ferne klingen sie, und doch wieder in einzelnen Lauten so seltsam schrill. Und jetzt ein Lachen — das sind nicht Bergarbeiter — im Berg lacht keiner — und dies ist ein besonders heller Ton, es ist das Lachen einer Frau.

Die Arbeiter sind bei einem Schacht angelangt, der, einem großen schrägläufigen Schlot vergleichbar, von einem oberen Stollen herunter führt. Auf einer sogenannten Rutsche, einem glattpolirten Balken, der eine Neigung von fünfzig Grad besitzt, fahren die Bergleute abwärts, und es ist dies sicherlich das rascheste Beförderungsmittel, das man sich denken kann. Einer kommt da knapp hinter dem andern zu sitzen, und er nimmt sein Licht in die Linke, während er mit der Rechten, die durch ein Handleder geschützt wird, das lose hängende Seil ergreift, das mit der Rutsche parallel läuft und ihm nun während des Abwärtsfahrens durch die Finger saust.

Dem Ende zu verläuft die Rutsche etwas horizontal, wodurch der Absturz abgeschwächt und die Gefahr verringert wird.

Georg und seine Genossen wollen an dem Schacht vorübergehen, dessen Endpunkt von einigen Lichtern erleuchtet ist, als sie von dem Steiger, der hier aufgestellt war, angerufen werden. Er bedeutet ihnen zurückzugehen und zu warten, bis der Herr Verwalter mit den Herrschaften da oben, er wies den Schacht aufwärts, herabgefahren wäre.

Die Arbeiter gehorchten.

Von denen, die mit ihren Lichtern im obern Stollen stehen und sich zur Abfahrt durch den Schacht bereit halten, war natürlich nichts zu sehen; aber wieder vernahm man im lebhaften Durcheinander Stimmen, und alle überhörend, herausfordernd und übermütig, die helle Frauenstimme.

„Ich habe keine Furcht, Sie sollen sehen!“ und nachher: „Ich lege meine Hand auf Ihre Schulter, Doktor Lesebre, so sind wir unlöslich verbunden für diese Höllensfahrt.“

Und wieder lachte sie.

Dann wurde es stille, ganz stille, niemand sprach ein Wort. Und jetzt der Ruf: los!

Ein Sausen und die Menschenkette rutscht abwärts, im jähen Fall und unaufhaltsam — schon sieht man die Lichter — sie sind unten.

Der Verwalter, der den Vorreiter gemacht, verläßt die Rutsche, und er hebt die Lampe, um nach den fremden Herrschaften zu sehen.

„Die Frau Gräfin scheint ohnmächtig geworden,“ ruft er erschreckt, und er hebt den blassen Kopf der schönen Frau, der auf Arnolds Schultern ruhte.

„Es ist nur ein Schwindel,“ flüstert sie matt, indem sie sich in die sie umfangenden Arme Arnolds zurücksinken läßt, der sich rasch nach ihr umgedreht. — — — — —

Die Arbeiter waren ausgefahren. Sie begaben sich in die Arbeitshäuser und sammelten sich in dem großen Mittelraum um die daselbst aufgestellten Sparherde.

Sie haben ihr Mittagessen selbst zu kochen und treffen nun in hastiger Eile alle Vorbereitungen dafür.

Der Hunger treibt sie.

In den zwei Herden von übergroßer Dimension ist das Feuer bald angemacht und Holzscheiter werden fleißig nachgeschoben, um es zu erhalten.

Indes öffnet jeder mit seinem Schlüssel das ihm zugewiesene Schränkchen in der Mauer, in dem er sein Kochgeschirr und seinen Speisevorrat für die ganze Woche zu verwahren hat.

Bald entsteht ein Gedränge um die Auslaufbrunnen; die einen füllen ihre Näpfe, die andern wollen trinken, mancher Lässige hat wohl auch sein Geschirr vom Abend her zu reinigen.

Man sieht diese Männer hin und her laufen, alle sind in stummer, geschäftiger Bewegung. Da diese Küche zugleich der Speiseraum ist, so sind die Tische in Reihen hier aufgestellt und zu beiden Seiten mit Bänken versehen.

Diejenigen, die nur eine Wasseruppe zu kochen und das Wasser dafür schon zugefetzt haben, genießen nun den Vorteil, sich einer vorläufigen Ruhe hingeben zu können.

Sie versuchen dies auch, da aber alle diese Bänke, wahrscheinlich um ihre Rücken nicht zu verwöhnen, ohne Rückenlehnen und äußerst schmal sind, schmal wie alles hier oben, so ist es keine so leichte Sache, eine Stellung ausfindig zu machen, die dem ermüdeten Körper ein Ausruhen ermöglicht. Sie legen endlich beide Arme über den Tisch und den Kopf darauf. Die Mehrzahl ist eben dabei ihre Rocken zu machen, das tägliche Essen der Salzarbeiter. Stehend halten sie ihre hölzernen Schalen vor sich und rühren Mehl und Wasser zu einem Teige wacker durcheinander; das Fett ist aufgestellt und sobald es heiß geworden, legen sie die Rocken hinein.

Es ist ein sonderbarer Anblick, alle diese Männer, in wollenen Hemden, in schmutzgefleckten Beinkleidern und Holzschuhen vor den rotglühenden Herden und den prasselnden Pfannen zu sehen, den Oberkörper stark vorgebeugt, mit Stäbchen die im Fett schwimmenden Rocken wendend, gierig den Augenblick erschnend, wo sie herausgebakten sein werden.

Bald konnten sie das fertige Gericht auf den Tisch stellen, und da die, die nur ihre Wasseruppe zu verrühren hatten, ebenfalls damit zu Ende gekommen waren, so konnten nun all diese hungernden Mägen, gleichzeitig und so gut es eben ging, befriedigt werden.

Arnold kam herein. Er drückte Georg und einigen andern die Hand, die sich durch seine Anwesenheit nicht stören ließen. Er spricht auch nicht zu ihnen, er sieht wohl, die da können jetzt gar nichts anderes tun als essen, und um irgend welcher Anteilnahme sicher zu sein, mußte er warten, bis sie gesättigt waren. Er stellt sich an die offene Tür und die Arme gekreuzt, den Kopf an den Türpfosten gelehnt, sieht er hinaus in die helle sonnige Landschaft, die ein Stück Hochland ihm zeigte von fesselnder Großartigkeit.

Wie schönlinig sind diese Berge, die den See einschließen von allen Seiten, von ihren zackigen Gipfeln blinkt der Schnee, aber sein Glanz ist gemildert durch einen feinen bläulichen Duft, der diese Höhen umhüllt und sie noch großartiger erscheinen läßt, indem er sie in weitere Ferne rückt. Tief unten erblickt man ein Endchen des Sees, die südlichste Bucht desselben, dunkelgrün erscheint es und goldig durchleuchtet.

Er selbst steht so hoch, er überragt den Mittelgrund, die schönen Bäume des Salzberges, Laub und Nadelholz gemischt, um ein bedeutendes, er sieht hoch über ihre Wipfel hinweg. Vor ihm im Vordergrund breitet sich eine Blöße aus; unbeswaldet und steinig ist hier das Terrain, und rechts von den Arbeitshäusern erstreckt sich eine große grüne Matte den Abhang hinunter. Es war das uralte Gräberfeld der Kelten.

Arnold überblickt es lange und sinnend.

Dieser historisch so interessante Fleck drängt zu Gedanken und Vergleichen.

Hier war also eine Niederlassung jenes leichtbeweglichen intelligenten Volkes gewesen, das man das goldreiche genannt, das vielersfahren im Bergbau war und in der Bearbeitung der Metalle. Von den kräftigen Germanen bedrängt, mußte es allmählich in die geschützteren und weniger zugänglichen Orte sich zurückziehen. In solchen Bergwildnissen wie hier mochte es sich wohl am längsten behauptet, sich in seiner Eigenart und unvermischt erhalten haben.

Die Kelten waren mit Weib und Kind und ihren Herden herauf in dieses Hochtal gekommen, um hier den Bergbau zu betreiben.

Es war ein schöner und kräftiger Stamm, der dem langen Winter und der Bitterung trotz bot. Reichliche Felle und ihre dichten Flausröcke, die sie aus der Wolle der Schafe sich zu bereiten wußten, schützten sie vor Frost und Kälte. Die Weiber besorgten den Herd und die Herde und verstanden sich vorzüglich auf die Käsebereitung, ihre Knaben oblagern der Jagd. So hatten sie Milch und Fleischnahrung in Menge und sie genossen all der Traulichkeit eines engen Familienlebens. Aber außer diesem Notwendigen besaßen sie auch manches an Schmuck und Zier, das das Auge erfreut, den Sinn für das Schöne zeitigt, die Kunstfertigkeit steigert und hebt. Den Beweis dafür hatten diese Keltengräber geliefert.

Man hatte sie in jüngster Zeit geöffnet und die Wissenschaft jubelte über die historisch interessanten und wichtigen Funde, die dabei gemacht wurden. Es waren nur die Gräber von Bergleuten, nicht von Häuptlingen und Großen gewesen, aber den Toten waren fast ohne Unterschied Waffen und Zieraten mitgegeben worden und Geschirr mannigfachster Art.

Neben den Gerippen der Männer fand man Messer und Lanzenspitzen von Bronze und Eisen, die Waffen von Noricum waren ja berühmt zu Cäsars Zeiten schon. Die Gerippe der Weiber aber waren behängt mit Schmuck in Bronze und Gold und Silber.

Den Kelten war die ganze Eitelkeit der Gallier eigen, und sie besaßen Geschmac und technische Findigkeit schon damals.

Man hatte in diesen Grabstätten auch Tongegenstände, Schalen und Krüge von edler Form gefunden, auch Münzen, ein Beweis von Handelsverkehr. Und so lebten denn die rauhen Kelten in diesen Bergen in vorchristlicher Zeit als kräftige und gesunde, arbeitstüchtige und glückliche Menschen.

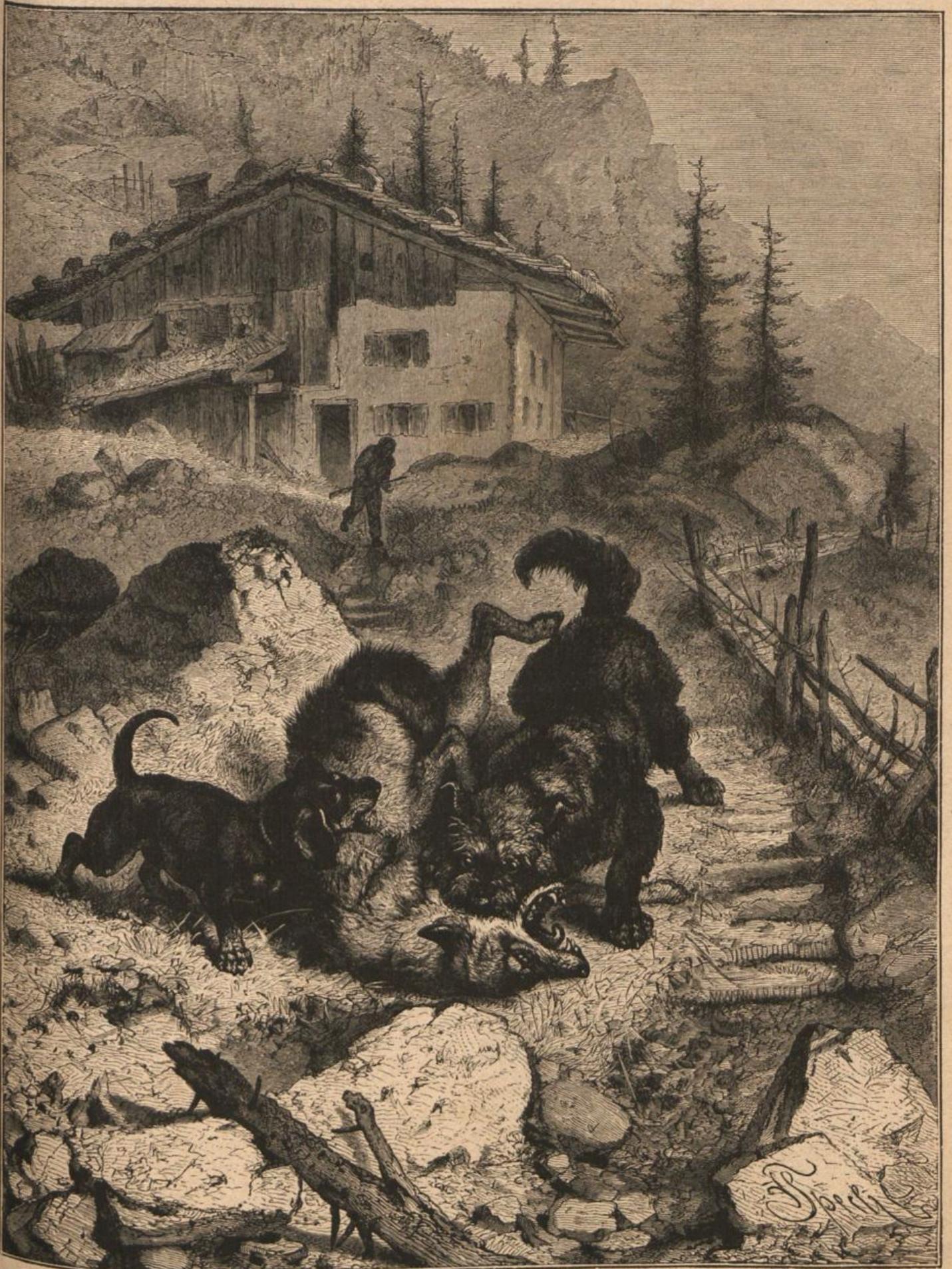
Arnold hatte das gedankenschwere Haupt gegen die Brust gesenkt, jetzt zwang es ihn unwillkürlich sich umzusehen nach dem Innenraum des Arbeitshauses, nach den Nachkommen jenes uralten Volkes.

O diese christliche, sich erhaben dünkende Kultur des neunzehnten Jahrhunderts, im Herzen Europas, in einem Distrikte, wo durch die Arbeit Weniger Millionen dem Staate gewonnen werden, bietest du ein Bild der äußersten Schmach, — des Elends!

Da sind in diesem Raume an sechzig Menschen zusammengedrängt; in schmutzigen zerfetzten Kleidern, Holzschuhe an den Füßen sitzen sie da, an langen Tischen auf schmalen Holzbänken, die der Gebrauch polirt hat, und sie müssen sich mit einer Kost begnügen, so schlecht und jämmerlich, die ihnen nie die Kraft ersetzt, die sie in Arbeit verbrauchen. Das Geschlecht kommt auch von Generation zu Generation herunter. Die Bevölkerung wächst nicht, sie nimmt in erschreckender Weise ab. Diesen da, wenn sie sterben, hat man nichts ins Grab zu legen, es fehlt ihnen ja am nötigsten so lange sie leben.

Und nicht einmal gesunde Luft haben sie zu atmen. Zwölf Stunden des Tages arbeiten sie im Verz, atmen Grubenluft, und in den wenigen Stunden, die sie außerhalb verbringen, und in den Stunden ihrer Nachtruhe selbst atmen sie nur verdorbene Luft.

Wie schmutzig und häßlich kahl sind die Wände dieses Speiseraumes, der auch zugleich die Küche ist, von Rauch und Ruß



Sennenhunde im Kampf mit einem Wolf.

geschwärzt, der sich überall ansetzt, in dichten Schichten angesammelt hat. Der Boden ist wohl gediebt, aber er ist schwarz und schlüpfrig, nun ja, sie bringen ja die Fruchtigkeit schon an den Sohlen mit; er ist überdies bedeckt mit Abfallstoffen. Dort in dem rückwärtigen Teil, wo das Quellwasser in hölzernen Röhren hereingeleitet ist, wo alle Reinigungen vorgenommen werden, wo die Männer, in begreiflicher Eile, sich selbst und ihr Geschir zu waschen haben, wird der Boden morastig und stinkend. All die Reinigung, die ganze Instandhaltung des Arbeitshauses, das so viele Menschen beherbergt, all ihren Bedürfnisse genügen soll, das einen Aufwand von Säuberung erheischt, ist den Arbeitern allein übertragen, sie haben nach ihrer Arbeitszeit dafür zu sorgen; aber der helfenden Gefährtinnen beraubt, vermögen sie nicht das hier nötige zu leisten.

Es ist unmöglich! Jetzt ist's Sommer, Türen und Fenster sind geöffnet, der helle freundliche Sonnenschein dringt herein und die köstliche wärzige Luft, und macht die Existenz hier freundlicher und erträglicher. Aber der Sommer ist gar kurz hier oben und der Winter so lang und rauh. Stürme umheulen dann die von Schneemassen umhüllten Arbeitshäuser, und dann sind die Tische verlassen, alles umdrängt die Herde, die in diesen Nischenräumen allein die Wärme spenden und des Abends auch teilweise das Licht erzeugen müssen, denn die einzige Lampe, die von der Decke herabhängt und nur eine Flamme zeigt, reicht eben nur hin, um die Dede und traurige Düsterei hier zu beleuchten. Jedes andere Licht ist verboten.

Wozu brauchen sie auch Licht! Wenn sie um acht Uhr abends ausfahren und hierher kommen, sind sie totmüde und wenn sie ihre Suppe gekocht und gegessen haben, wollen sie schlafen und im Schlaf Vergessenheit suchen. Die Schlaffäde sind zwar eifrig kalt, keine Heizvorrichtung befindet sich darin, aber hier steht Bett an Bett, und wo dreißig Menschen in einen Raum gepreßt sind, ist er bald durchwärmt, die angesammelte tierische Wärme erzeugt das Brennmaterial.

Ihr Arbeiter des neunzehnten Jahrhunderts, ihr erfrent euch wunderbarer Segnungen der Zivilisation! Aber ist denn die Zivilisation auch für euch da? Die christliche Religion, diese Religion des Armen hat euch dulden und beten gelehrt, hat euch gelehrt, all

eure Erniedrigung, all das lebenverkürzende Glend als göttliche Fügung hinzunehmen, als die notwendige Prüfungszeit, um euch ein besseres Jenseits zu verdienen. Und wenn diese armen abgerackerten, ausgehungerten Menschen dann am Sonntag, um geistige Nahrung sich zu holen, in die Kirche kommen, dann hören sie nur wieder die zornigen Ermahnungen des Priesters, der sie vor der Habgucht und dem Geize warnt, vor der iündigen Lust nach dem Mammon, und er beschwört sie, sich nur mit dem Wenigen genügen zu lassen, damit sie nicht den Himmel verwirken und das ewige Leben. Und sie senken demütig das Haupt, sehen auf ihre Klammerlichkeit und schleppen ihr Leben weiter, das ihnen der Allgerechte als eine Buße auferlegt.

Arnold wischte mit der Hand über die Stirne. Diese Betrachtungen brannten ihm im Gehirn und machten sein Blut sieden.

Die Arbeiter hatten ihr Mal beendet und ihre Töpfe gewaschen. Sie nahmen die Pfeifen und traten aus dem Hause; sie warfen sich auf den sonnenbeschienenen Boden, dem Moose und duftige Alpenkräuter entsproßen. Ah, die Sonne, die Wärme, das tat ihnen so wohl, so wohl! Wie selten konnten sie sich ihrer erfreuen und nur auf Augenblicke. Einige hatten sich alsbald der Länge nach hingestreckt und schlossen in Ermüdung die Augen. Andere saßen, da ihre Pfeifen rauchend, und nur hie und da ein Wort wechselnd, ein Scherzwort tauschend.

Arnold schritt mit Georg an der rückseitigen Front des Hauses auf und nieder im eifrigen Gespräch. Sie glaubten sich hier ungestört. Arnold, der wohl wußte, daß man es nicht gerne sehe, wenn Fremde mit den Arbeitern verkehren, wollte Georg nicht unnützerweise Verlegenheiten bereiten. Aber ihr Zusammensein war dennoch verraten worden.

Der zweite Verwalter, ein noch junger Mann, den seine schwarze Bergmannstracht sehr günstig kleidete, kam auf sie zugehritten, und indem er den Arbeiter mit einer Geberde hinwegwinkte, meldete er dem Herrn Doktor im höflichsten Tone, daß die Frau Gräfin ihn bitten lasse, zur Gesellschaft zurückzukehren.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus der Schweiz.

Von J. Marek.

Die landschaftlichen Schönheiten der Schweiz sind schon tausendmal beschrieben worden, vielleicht am meisten von allem, was Europa an landschaftlichen Schönheiten aufweist. Mehr aber noch, als sie beschrieben werden, werden sie besucht, und wer sie zehnmal gesehen, kehrt zum ersten mal zu ihnen zurück, wenn er Gelegenheit dazu findet. Das ist sehr erklärlich, denn dem Eindruck dieser großartigen Alpenwelt kann man sich niemals entziehen und man wird immer wieder neu angeregt, mag man nun bloßer Beschauer oder zugleich auch Schilderer und Darsteller derselben sein. Wer immer zwischen diesen Bergriesen haust, dem wird ihr Anblick freilich bald alltäglich, wenigstens nicht zu verkennen ist, daß die Wirkung der Umgebung bei dem einsamen Bergbewohner ganz andere Anschauungen, Sitten und Lebensart hervorgebracht hat, als bei dem zahlreich zusammenwohnenden Volke des Tals. Da unten wimmelt und strömt alles durcheinander in hastigem Getriebe, bewegt von vielfach sich durchkreuzenden Interessen und seufzend unter seinen Leiden. Da oben aber weht eine andere Luft und den seltenen Besucher mutet es an, der Menschheit Qual sei verbannt von diesen Höhen. Diese unerfütterlichen Alpenhäupter mit ihren mächtigen Schneekronen — wie klein erscheint ihnen gegenüber aller Eigenwille und Dünkel des Menschen, jenes Wesens, das sich zum Herren alles Irdischen eingesetzt wähnt. Drunter ist so vieles kleinlich, hier oben atmet alles schweigende Majestät. Wie der Dichter sagt:

Alle Herzen stolz und heiß
Müssen dort verbluten,
Darum in der Gletscher Eis
Flücht' ich meine Gluten.

Raum mag es in Europa Plätze geben, die mehr zu innerer Sammlung anregen, als in den Alpenregionen. So hat sich eine umfangreiche Alpenliteratur gebildet, in der die Alpenpoesie einen breiten Raum einnimmt. Auch die Volkspoesie hat sich dieses Stoffes bemächtigt, und wer kennt nicht das schöne Lied von dem Schweizer, der in Straßburg das Heimweh nach seinen heimatlichen Alpen bekam und vom Regiment desertierte?

Zu Straßburg auf der Schanz,
Da fing mein Trauern an,
Das Alphorn hört ich blasen u. s. w.

oder die Variation:

Zu Straßburg auf der langen Brüd',
Da stand ich eines Tags
Und sah aufs Vaterland zurück,
Im Morgennebel lag's.
Wie war's von ferne doch so schön,
Von wunderbarem Reiz,
Mit seinen Alpen, seinen Höh'n,
Mein Vaterland, die Schweiz!

Diese vielgesungenen Volkslieder beweisen, wie mächtig die Alpenwelt das Volksgemüt bewegt hat und immer noch bewegt. Bei dieser Gelegenheit sei auch eines Alpendichters erwähnt, der nicht als Gelehrter, wohl aber als Dichter so ziemlich ver-

geffen ist. Wir meinen Karl Albrecht von Haller, jene große Leuchte der Wissenschaft im vorigen Jahrhundert, der bei seinen Zeitgenossen nicht genügende, aber doch so hohe Anerkennung fand, daß sie nur noch in der einen von den vielen Wissenschaften, in welchen er Epochenmachendes leistete, in der Botanik, den berühmten Linné über ihn stellten. Haller war der erste Dichter, der auf die großartigen Naturschönheiten der Alpenwelt in umfassender Weise aufmerksam machte und sie in wohlklingenden Versen besang, so daß seine Zeitgenossen die Alpen dadurch erst würdigen lernten. Früher war man bei Beurteilung der Alpen mehr von der Anschauung ausgegangen, daß sie in erster Linie schwer und mühsam zu umgehende Verkehrshindernisse seien. Wurde doch selbst der vorschauende und seinem Zeitalter so weit vorausseilende Goethe erst durch die Gesänge Hallers auf die Alpenschönheiten aufmerksam gemacht und zu einer Alpenreise bewogen. Wir setzen einige Strophen aus Hallers berühmtem Lehrgedicht „Die Alpen“, das 1729 verfaßt ist, hierher. Er beschreibet den Anblick der Alpen beim Sonnen-
aufgang:

Ein angenehmes Gemisch von Bergen, Fels und See'n
Fällt, nach und nach erleichtert, doch deutlich ins Gesicht,
Die graue Ferne schleicht ein Kranz beglänzter Höh'n,
Worauf ein schwarzer Wald die letzten Strahlen bricht:
Bald zeigt ein nah Gebirg die sanft erhabnen Hügel,
Wovon ein laut Gebälk im Tale widerhallt;
Bald scheint ein breiter See ein Weilen langer Spiegel,
Auf dessen glatter Flut ein zitterndes Feuer wallt;
Bald aber öffnet sich ein Strich von grünen Tälern,
Die hin und her getrümmelt sich im Entfernen schmälern.

Dort senkt ein kahler Berg die glatten Wände nieder,
Den ein verjährtes Eis dem Himmel gleich getürrt,
Sein frostiger Krystall schickt alle Strahlen wieder,
Den die gestiegne Hiz' im Krebs umsonst bestürrt.
Nicht fern vom Eise streckt voll futterreicher Weide
Ein fruchtbares Gebirg den breiten Rücken her;
Sein sanfter Abhang glänzt von reißendem Getreide
Und seine Hügel sind von hunderten Herden schwer.
Den nahen Gegenstand von unterschiednen Zonen
Trennt nur ein enges Thal, wo kühle Schatten wohnen.

Hier zeigt ein steiler Berg die mauerähnlichen Spizen,
Ein Waldstrom eilt hindurch und stürzt Fall auf Fall,
Der dick beschäumte Fluß dringt durch der Felsen Rizen
Und schießt mit jäher Kraft weit über ihren Wall:
Das dünne Wasser teilt des tiefen Falles Eile,
In der verdichteten Luft schwebt ein bewegtes Grau,
Ein Regenbogen strahlt durch die bestäubten Teile
Und das entfernte Thal trinkt ein beständig's Tau;
Ein Wanderer sieht erstaunt im Himmel Ströme fließen,
Die aus den Wolken fließen und sich in Wolken gießen.

Doch wer den edlern Sinn, den Kunst und Weisheit schärft,
Durchs weite Reich der Welt empor zur Wahrheit schwingt,
Der wird an keinen Ort gelehrte Blicke werfen,
Wo nicht ein Wunder ihn zum Stehn und Forschen zwingt.
Nacht durch der Weisheit Licht die Gruft der Erde heitert,
Die Silberblumen trägt und Gold den Bächen schenkt;
Durchsucht den holden Bau der buntgeschmückten Kräuter,
Die ein verliebter West mit frühen Perlen tränkt;
Ihr werdet alles schön und doch verschieden finden
Und den zu reichen Schatz stets graben, nie ergründen.

Diese klangreichen Verse erschlossen den Schoß der Alpen, und man ist ihnen mit der Zeit insofern immer näher getückt, als man Mittel und Wege fand, auch in diesen Gebirgen den Verkehr zu erleichtern. Hannibal und Napoleon waren von ihrer Zeit angestaunt — der erstere wohl am meisten — weil sie mit Heeresmacht das eisbedeckte Felsenmeer überschritten; unsere Zeit, die mit immer mehr sich entwickelnden technischen Kräften arbeitende, hat nicht minder Großes vollbracht, indem sie den felsigen Riesenleib des Gotthard durchstach und so das große Verkehrshindernis zwischen dem Norden und Süden völlig aufhob.

Auf diesen Bergen und in den Tälern haust ein freies Geschlecht, das sich selbst keine Gesetze gibt und das in unzähligen Kämpfen, meistens siegreich, für seine Unabhängigkeit gekämpft und geblutet hat. Die heutige Schweiz leidet, wie alle modernen Staaten, auch an den modernen Uebeln; allein die Geschichte dieser kleinen und freiheitsliebenden Eidgenossen-

schaft ist voll erhabener Erscheinungen und kühner Taten. Sie sind nicht alle historisch, diese Heldengestalten, aber in der Sage erscheinen sie als die Verkörperung des heldenhaften Geistes dieses Bergvolkes, das seine Feinde so oft todesmutig niederwarf. So wie Tollen den sagenhaften Helden Arnold von Winkelried besingt:

Im Harst*) von Unterwalden, da ragt ein Heldenkind
Hochhüptig über alle, die selbst gewaltig sind;
Schön steht er wie der Engel des Herrn aus Edens Gauen,
Sinster und verschlossen, fast grausig anzuschauen —

so wie dieser gewaltige Recke, den die Sage die Speere der Feinde sich selbst ins Herz drücken läßt mit den Worten: „Ich will euch eine Gasse machen, liebe Eidgenossen; sorgt für mein Weib und meine Kinder“ — so müssen sie gewesen sein, jene Tapferen, die bei Morgarten, bei Sempach, am Stoß siegten, die bei St. Jakob die Uebermacht der Armagnaken („armen Becken“) aufhielten und die in drei blutigen Schlachten ihren furchtbarsten Feind, den Herzog Karl den Kühnen von Burgund, trotz seiner Uebermacht schlugen und endlich vernichteten. Im ganzen war es ein armes und rauhes Volk, das seine Heimat so tapfer verteidigte, wie denn die Erscheinung häufig ist, daß ein armes Land von seinen Bewohnern viel tapferer verteidigt wird, als ein solches, dessen Bewohner durch Neppigkeit entmerzt sind.

Den Gemeindeangehörigen war und ist noch zum großen Teil die Existenz garantiert durch das Anrecht auf die Parzelle (Allmend), die die Gemeinden ihren Bürgern zuloosten und noch zuloosen; aber viele tausende trieb und treibt die Armut alljährlich hinaus, um sich draußen in der großen Welt einen lohnenden Erwerb zu suchen. Man trifft überall Söhne der alten Helvetia; viele kehren wieder zurück, wenn sie sich etwas erworben. Im Auslande haben sie schon oft fremden Herren gedient und häufig in Kriegen für schlechte Zwecke in großen Massen gefochten; nie aber hat man gehört, daß Schweizer unter fremden Eroberern gegen ihr Vaterland gekämpft haben.

Die Dichtung hat sich bald der großen Schweizer sagen bemächtigt und keine jener Heldengestalten in Sage und Geschichte ist populärer geworden, als Wilhelm Tell, den Friedrich Schiller mit dem ganzen Zauber seiner Phantasie und der ganzen Kraft seines poetischen Genius geweiht hat. Daß Tell keine historische Person ist, tut gar nichts zur Sache, ist längst bekannt und brauchte nicht immer wieder mit einer gewissen Schadenfreude betont zu werden; bewundern wir doch die Gestaltungskraft des Dichters, der eine sagenhafte Gestalt so zu beleben wußte, daß sie — von Unkundigen — für eine historische gehalten wurde. Im Tell wird uns gezeigt, welche Gestalten der Geist jener Zeit zu schaffen befähigt war. Da stehen wir heute am Vierwaldstättersee, der im Schoße eines tiefen Gebirgskessels sich hinreckt, und da sind sie alle, die bekannten Orte, die Schiller in seinem Drama vorführt. Da ist das Rütli, wo die Männer der drei Waldkantone den Schwur taten, frei zu sein, wie die Väter es waren, da ist der verhängnisvolle Weg nach Rütli, wo Tell dem Geflücker erscheint, und dort ist auch die Tellplatte, wo er, der Gefangene in des Landvogts Gewalt, dessen Hut er nicht grüßen wollte, den kühnen Sprung in die Freiheit tat. Wir wollen es hier nicht übergehen, wie der Dichter seinen Helden diese Tat erzählen läßt:

Tell.

Ich lag im Schiff, mit Striden festgebunden,
Wehrlos, ein aufgegebener Mann, — nicht hofft' ich
Das frohe Licht der Sonne mehr zu sehn,
Der Gattin und der Kinder liebes Antlitz,
Und trostlos blidt' ich in die Wasserwüste —

Fischer.

O armer Mann!

Tell.

So fuhren wir dahin,
Der Vogt, Rudolf der Harnas und die Knechte.
Mein Köcher aber mit der Armbrust lag
Am hintern Grausen bei dem Steuerruder.

*) Schlachttaufen.

Und als wir an die Ede jetzt gelangt,
 Beim kleinen Aen, da verhängt' es Gott,
 Daß solch ein grausam mörderisch Ungewitter
 Rählings hervorbrach aus des Gotthards Schründen,
 Daß allen Muderern das Herz entfant
 Und meinten alle, esend zu ertrinken.
 Da hört' ich's, wie der Diener einer sich
 Zum Landvogt wendet' und die Worte sprach:
 Ihr sehet eure Not und unsre, Herr,
 Und daß wir all' am Rand des Todes schweben —
 Die Steuerleute aber wissen sich
 Vor großer Furcht nicht Rat und sind des Fahrens
 Nicht wohl berichtet. — Nun aber ist der Tell
 Ein starker Mann und weiß ein Schiff zu steuern.
 Wie, wenn wir sein jetzt brauchten in der Not?
 Da sprach der Vogt zu mir: Tell, wenn du dir's
 Getrauest, uns zu helfen aus dem Sturm,
 So möcht' ich dich der Bande wohl entled'gen.
 Ich aber sprach: Ja, Herr, mit Gottes Hilfe
 Getrau ich mir's und helf' uns wohl hindannen.
 So ward ich meiner Bande los und stand
 Am Steuerruder und fuhr redlich hin;
 Doch schiel' ich seitwärts, wo mein Schießzeug lag,
 Und an dem Ufer merkt' ich scharf umher,
 Wo sich ein Vorteil aufstät zum Entspringen.

Und wie ich eines Felsenrißs gewahre,
 Das abgeplattet vorprang in den See —

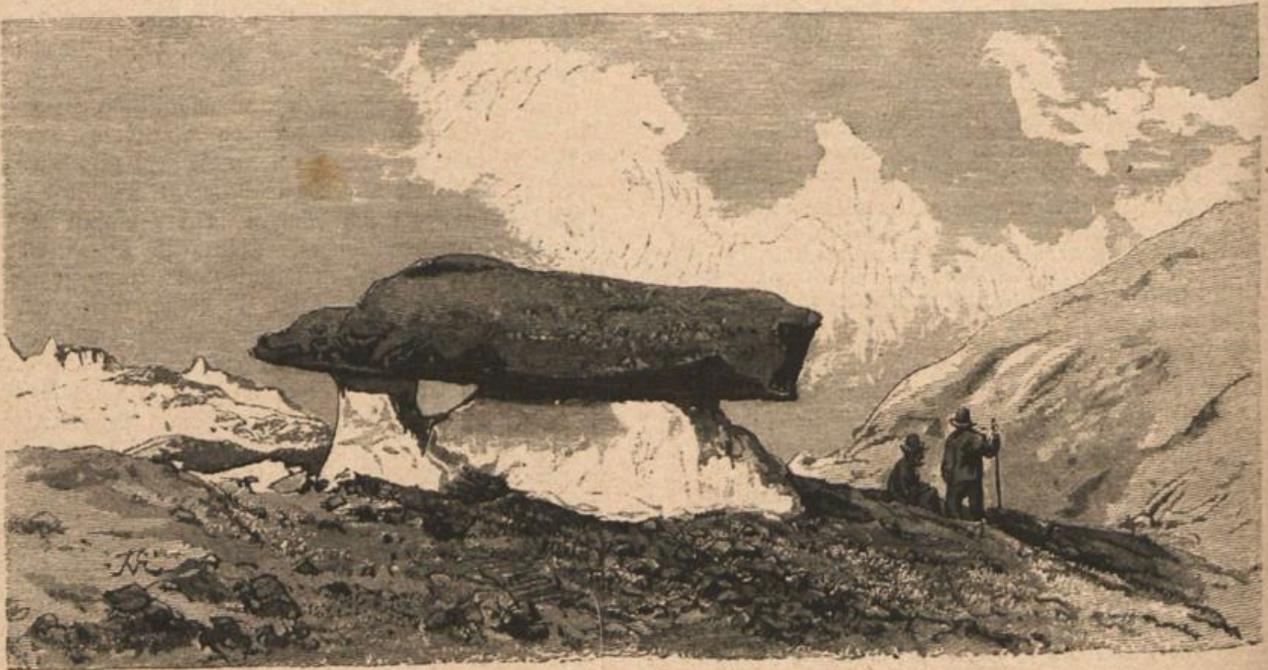
Fischer.

Ich kenn's, es ist am Fuß des großen Aen,
 Doch nicht für möglich acht' ich's — so gar steil
 Geh't's an — vom Schiff es springend abzureichen —

Tell.

Schrie ich den Knechten, handlich zugehn,
 Bis daß wir vor die Felsenplatte kämen,
 Dort, rief ich, sei das Aergste überstanden —
 Und als wir sie frischrudend bald erreicht,
 Fleh ich die Gnade Gottes an und drücke,
 Mit allen Leibesträften angestemmt,
 Den hintern Gransen an die Felswand hin.
 Jetzt, schnell mein Schießzeug fassend, schwing ich selbst
 Hochspringend auf die Platte mich hinauf,
 Und mit gewalt'gem Fußstoß hinter mich
 Schleudr' ich das Schiffelein in den Schlund der Wasser —
 Dort mag's, wie Gott will, auf den Wellen treiben!
 So bin ich hier, gerettet aus des Sturms
 Gewalt und aus der schlimmeren der Menschen.

Die Felsplatte am See trägt jetzt die Tellkapelle (siehe Illustration), welche vaterländische Verehrung dem Plaze ge-



Gletschertisch.

weist hat, den die Sage so reich ausgezeichnet hat. Und in goldenen Buchstaben ist auf jenem Plaze auch der Name des Dichters zu lesen, der der Tellsage die Unsterblichkeit gesichert hat. Zu Tausenden wallen sie aus allen Ländern hieher, die Verehrer des deutschen Dichters, um die klassische Stätte zu betreten und den berühmten See zu sehen, der bald spiegelglatt in der Sonne glänzt, bald vom Sturme „aus des Gotthards Schründen“ aufgewühlt braust und schäumt und so die schwere Not darstellt, aus der eines Helden kühne Hand seine Mitmenschen befreit hat.

Aber auch wenn wir die historischen und mythischen Erinnerungen verlassen, bietet sich des Interessanten, Anziehenden und Großartigen eine solche Fülle, daß man kaum weiß, was man sich zur besonderen Betrachtung herausnehmen soll. Wollen wir die schneegekrönten Alpenhäupter beim Alpenglühen betrachten, im Abendrot, wenn sie wie flüssiges Gold glühen:

Berg an Berg und Brand an Brand
 Lodern hier zusammen!
 Welch ein Glühn; ha, so stand
 Zion einst in Flammen!

Oder sollen wir die wunderbaren Formen bewundern, die sich in diesen Eisregionen oftmals herausbilden? Als ein solch

seltames Gebild erscheint uns der Gletschertisch (siehe Illustr.), der sich bildet, wenn ein Steinblock auf einem Unterlage von Eis sitzen bleibt. Der Wanderer, der die Höhe erstiegen hat, muß sich aber wohl oder übel einen anderen Frühlückstisch suchen.

Viel des räuberischen Getiers treibt sich in den einsamen Gebirgen umher. Der Steinadler kreißt und läßt seinen scharfen Schrei ertönen, der Bär und auch der Wolf machen gewisse Partien unsicher. Der Wolf kommt im Tessin und im Engadin noch vor; es gibt dort noch zahlreiche Wolfsfamilien. Der Hund ist der grimmigste Feind des Wolfs, wagt aber selten ihn allein anzugreifen. Zu zweien werden die Hunde mit dem gierigen Raubgesellen schon fertig. (Siehe Illustr. S. 369.)

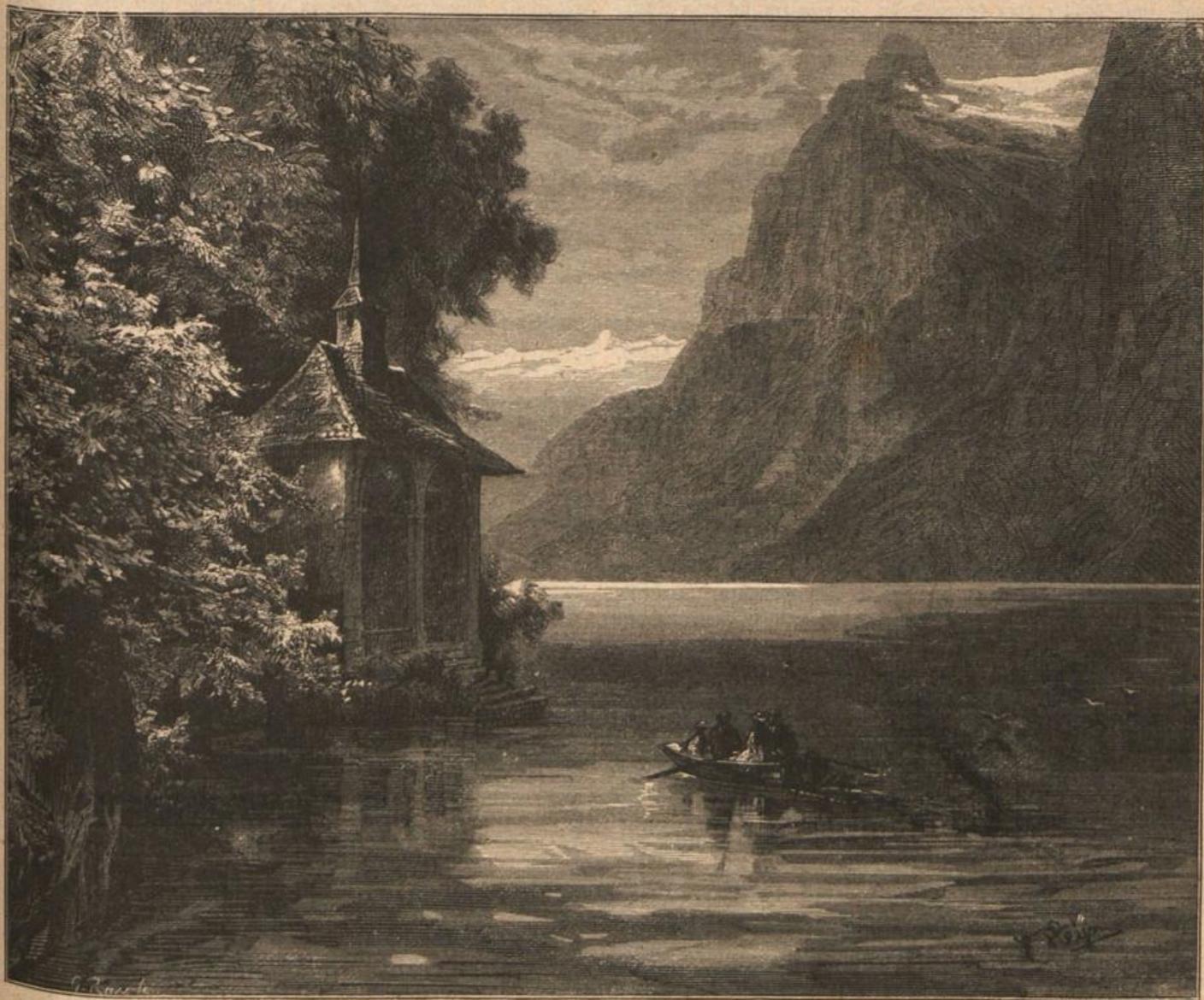
Die Eigentümlichkeiten des schweizerischen Alpenlandes eingehender zu behandeln haben wir hier keinen Raum. Schließen wir damit, daß wir gegenüber der „Ueberkultur“ an manchen Plätzen, wo sich Hunderttausende und Millionen zusammenbrängen, auf die reine Gebirgsatmosphäre hinweisen, wo in mancher Beziehung die Kultur den dort lebenden Menschen noch etwas nachhelfen könnte, wo aber immerhin die Brust des in der dumpfen Luft des Zusammengebrängtseins Lebenden aufatmet und sich von einer mächtigen Last wenigstens für den Moment befreit fühlt.

Die rechtliche und soziale Stellung des mohammedanischen Weibes nach den Lehren des Koran.

Von Karl Frohne.

Ein sicheres Kennzeichen der höheren oder niederen Kultur eines Volkes ist die, dem weiblichen Geschlechte vom männlichen, nach Gewohnheitsrecht oder auf Grund geschriebenen Gesetzes, eingeräumte rechtliche und soziale Stellung. Die bedeutendsten Verschiedenheiten in dieser Hinsicht weisen bekanntlich die Kulturvölker des Orients auf. Wohl befindet sich durchweg

bei ihnen allen das weibliche Geschlecht in Abhängigkeit vom Manne, aber nicht überall ist dieselbe gleich vollkommen und unbedingt. Verhältnismäßig am mildesten und eingeschränktesten finden wir sie bei denjenigen orientalischen Völkern, welche sich zu den im Koran niedergelegten Lehren des Mohammed, also zum Islam bekennen. Die ziemlich allgemein verbreitete



Die Zellkapelle.

Ansicht, daß das mohammedanische Weib nach Herkommen und koranischem Gesetz vollständig rechtlos und der Willkür des Mannes unterworfen sei, ist ein grober Irrtum.

Gerade bei dem Volke, welchem Mohammed selbst entsprossen und welches sich zuerst zu seinen Lehren bekamte, bei den Arabern, genoß das weibliche Geschlecht, trotz seiner absoluten Abhängigkeit vom Manne, von jeher die größte Verehrung. Daraus erklärt sich von vornherein zur Genüge der hohe Grad wirklichen Wohlwollens, welchen die das Weib betreffenden Gesetze des Mohammed so vorteilhaft charakterisirt.

Während das Christentum für die Unterordnung des Weibes unter den Mann sich beruft auf das bekannte Bibelwort: „Und er soll dein Herr sein,“ — erklärt der Koran: „Die Männer

sind über die Frauen gesetzt wegen der Vorzüge, mit denen sie Gott begabt, und weil jene diese unterhalten müssen.“ Indem Mohammed weiter lehrt: nicht minder gerecht und gewissenhaft gegen das weibliche Geschlecht zu sein, als gegen Waisen, es freundlich zu behandeln und „zu fürchten ihm böses zu tun“, stellt er die Pflichten des Mannes gegen das Weib auf eine Stufe des Pflegers gegen unmündige Waisen. — Allerdings verlangt auch er vom Weibe Gehorsam gegen den Mann. „Weiset,“ so heißt es im Koran, „die widerspenstigen Frauen zurecht; hilft das nichts, so enthaltet euch ihrer, und hat auch dies keinen Erfolg, so züchtigt sie. Gehorchen sie aber, so habt ihr kein Recht, sie zu mißhandeln.“ — Aber diese Pflicht des Gehorsams erscheint nicht als eine unbedingte, ihr sind

vielmehr, wie wir weiterhin sehen werden, gewisse Grenzen gesetzt.

Von hoher Bedeutung für die zivilrechtliche und soziale Stellung der mohammedanischen Frauen und Mädchen ist, daß der Koran das Erbrecht auf sie ausdehnt und sie hinsichtlich der Testirfreiheit mit den Männern gleichstellt. Es gibt sieben Erben weiblichen Geschlechts, nämlich: die Tochter, des Sohnes Tochter, die Mutter, die Großmutter, die Schwester, die Gattin und die Herrin eines Sklaven, dem sie die Freiheit geschenkt. Von diesen Erbinnen bleiben nie ohne Anteil: die Gattin, die Mutter und die leibliche Tochter. — Zwei Töchter sollen so viel erhalten als ein Sohn. Hinterläßt jemand mehr als zwei Töchter aber keinen Sohn, so erhalten sie zwei Drittel der Verlassenschaft; der übrige Drittel verfällt auf die Verwandten des Verstorbenen, und nicht, wie häufig irtümlich angenommen worden, in den öffentlichen Schatz. Die Tochter, oder die Tochter des Sohnes erhalten dann die Hälfte, wenn kein Bruder miterbt. Die Mutter eines Verstorbenen, der Kinder hat, erhält, wie der Vater, den sechsten Teil der Verlassenschaft. Stirbt jemand aber kinderlos, so beerben ihn seine Eltern ganz, und zwar erhält der Vater zwei Dritteile, die Mutter ein Drittel der Verlassenschaft. Hat der Verstorbene zwei oder mehr Geschwister, so erhält die Mutter nur den sechsten Teil nach Abzug der Legate und Schulden des Verstorbenen. Die Großmutter erbt ein Sechstel, wenn keine Mutter mehr lebt. Den Männern gehört die Hälfte von dem, was ihre Frauen hinterlassen, wenn sie kinderlos sterben; hinterlassen sie aber ein Kind, so gehört den Männern der vierte Teil der Erbschaft nach Abzug der von der Frau gemachten Legate und Schulden. Die Frauen erben einen vierten Teil von dem, was die Männer hinterlassen, wenn keine Kinder da sind; sind solche aber da, so erhalten sie nur den achten Teil nach Abzug der Legate und Schulden. Stirbt eine Frau kinder- und elternlos, hinterläßt aber einen Bruder und eine Schwester, so erhält jeder von diesen einen sechsten Teil der Verlassenschaft; sind mehr als zwei Geschwister da, so erhalten sie zusammen ein Drittel nach Abzug der Legate und Schulden. Dasselbe ist der Fall, wenn eine Frau einen entfernten Anverwandten zum Erben einsetzt.

Aus diesen erbrechtlichen Bestimmungen bereits ist zu entnehmen, daß es für die Mohammedaner eine eheliche Gütergemeinschaft in unserem Sinne nicht gibt. Das Vermögen der Frau bleibt von dem des Mannes völlig geschieden; sie erbt und vererbt für sich; sie macht selbständig Legate und Schulden, die von ihrem Vermögen bezahlt werden; sie kann selbständig testieren. Daß diese auf den Besitz materieller Güter bezüglichen „Anordnungen Gottes, des Allgütigen und Allwissenden,“ wie Mohammed sie nennt, den Frauen gegenüber den Männern eine gewisse Selbständigkeit überhaupt garantiren, unterliegt wohl keinem Zweifel.

Entgegen der bis dahin bei den Arabern bestandenen Sitte räumte Mohammed den Frauen auch das Recht ein, bei abzuschließenden Verträgen als Zeugen zu fungiren für den Fall, daß keine Männer vorhanden. „Sie sollen,“ sagt er, „sich nicht weigern zu kommen, wenn sie zu zeugen gerufen werden. Wenn die eine dann sich irt, so kann die andere ihrem Gedächtnis zu Hilfe kommen.“

Im ganzen Koran zerstreut finden sich die Gesetze über Heirat, eheliches Leben, Ehescheidung, Bestrafung des Ehebruchs u. — Wir wollen versuchen, dieselben ihrem Zwecke nach richtig und übersichtlich zu ordnen:

Während Mohammed, nach „göttlicher Offenbarung,“ sich selbst das Recht verlieh, eine beliebige Zahl von Frauen zu besitzen („diese Freiheit,“ heißt es im Korantext, „sollst du haben vor den übrigen Gläubigen“), erlaubte er seinen Gläubigen höchstens vier zu heiraten, und zwar, um Zerrüttung im Hauswesen zu vermeiden. Wer fürchtet, „nicht gerecht sein zu können,“ der soll nur eine nehmen oder mit Sklavinnen leben, die er erworben.

„Nehmt,“ heißt es weiter, „keine Gözdienerin (d. h. Au-

derzgläubige) zur Frau, bis sie gläubig geworden. Wahrlich, eine gläubige Sklavin ist besser, als die freie Gözdienerin, und wenn sie euch auch noch so sehr gefällt. Verheiratet auch keine an einen Gözdiener, bis er gläubig geworden.“ — In dieser Bestimmung haben wir es mit einem Stücke der dem ganzen Islam eigenen Intoleranz zu tun. Es erklärt sich daraus das weitere Gebot: „Wer nun auch nicht die Mittel hat, eine freie Gläubige zu heiraten, der heirate ein gläubiges Mädchen, das seine Rechte erworben,“ — d. h. eine eroberte, gekaufte, ererbte, oder ihm zum Zweck der Heirat von jemand überlassene Sklavin. Doch muß dieselbe tugendhaft sein und „sowohl öffentlich als im Verborgenen züchtig leben.“ Diese Erlaubnis, gläubige Sklavinnen zu heiraten, gilt besonders für diejenigen Unbemittelten, welche fürchten, sie möchten, wenn sie unverheiratet bleiben, ihre Leidenschaft auf sündhafte Weise befriedigen; es ist ihnen gestattet, selbst solche Sklavinnen, die bereits verheiratet sind, zur Frau zu nehmen.

Hier mögen nun auch gleich die Heiratsverbote ihren Platz finden. Das vornehmste derselben, worauf Mohammed den meisten Nachdruck gelegt zu haben scheint, ist Folgendes: „Heiratet nicht die Frauen eurer Väter, denn das ist eine Schändlichkeit und Verworfenheit. Doch wird auch das Geschehene verziehen.“ Aus dieser Bemerkung geht hervor, daß es bei den Arabern Sitte war, des Vaters Frauen zu heiraten, und daß zu Mohammeds Zeit manche noch solche Gattinnen hatten, die er ihnen zu behalten erlaubte. Verboten ist ferner zu heiraten: die eigene Mutter, die leiblichen Töchter und Schwestern, die Schwestern des Vaters und der Mutter, die Töchter der Brüder und Schwestern, die Säugammen und Milchschwestern, die Mütter der Frauen und deren beigebrachten Töchter (Stiefstöchter). „Heiratet auch nicht die Frauen eurer von euch abstammenden Söhne, auch nicht zwei Schwestern zusammen. Doch wird auch das Geschehene vergeben (d. h. wer derartige Frauen hat, der möge sie behalten), denn Gott ist gnädig und barmherzig. — Jede verheiratete Frau ist euch verboten, mit Ausnahme derer, welche eure Rechte erwirbt (d. h. welche ihr als Sklavinnen durch Eroberung u. erwirbt). — Alle übrigen Frauen sind euch erlaubt.“

Mohammed hat sich bei diesen Eheverböten sehr enge an das mosaische Gesetz gehalten; die von ihm verbotenen Ehen sind es auch nach dem mosaischen Gesetz, mit Ausnahme der Nichte, welche Moses zu heiraten erlaubte.

Im Orient war es — wie auch aus vielen Stellen des alten Testaments erhellt — von jeher Sitte, daß der Mann die Frau förmlich erkaufte mit einer sogenannten „Morgengabe“, d. h. er überwies oder übergab ihr ein bestimmtes, mit ihr selbst oder ihrem Vormunde vorher vereinbartes Vermögen zum vollen Eigentum. Diese Sitte hat das koranische Gesetz behalten, wie wir weiterhin sehen werden. Daneben bestand bei den alten Arabern die recht üble Sitte, daß der Mann die Frau, wie eine tote Sache, als unbedingtes Eigentum betrachtete. Danach gehörten die Frauen gewissermaßen zur Verlassenschaft; starb der Mann, so fielen sie mit dem ganzen Vermögen desselben dessen nächsten Verwandten als Erbe zu. Diesem Wohnheitsrecht machte Mohammed ein Ende durch das Gebot: „O, ihr Gläubigen, es ist euch nicht erlaubt, Frauen verstorbener Verwandten gegen ihren Willen euch durch Erbschaft anzueignen, und sie zu hindern, einen andern zu nehmen.“

Hinsichtlich der Ehescheidung ist die Frau gegenüber dem Manne im Nachteil. Der Mann kann die Frau nach Willkür dreimal entlassen und sie ohne neuen Ehevertrag, selbst gegen ihren Willen, wenn sie schwanger ist während ihrer ganzen Schwangerschaft, und wenn sie nicht schwanger, vor Ablauf dreier Monate wieder zurücknehmen. Die Frau hingegen kann eine Scheidung nur verlangen bei schweren Vergehen oder leiblichen Gebrechen des Mannes; als solche Gebrechen werden angesehen Geisteskrankheit, Aussatz und mehrere die Erfüllung der ehelichen Pflichten hindernde Uebel.

Bricht Zwiespalt unter Ehegatten aus, der eine Scheidung zur Folge haben könnte, so soll ein Schiedsrichter aus der Fa-

milie des Mannes und einer aus der Familie der Frau ernannt werden, um sie wieder mit einander zu versöhnen. Gelingt das nicht, und gelobt der Mann, sich von der Frau zu trennen, so soll er „es vier Monate bedenken.“ — Dieser Frist folgt eine weitere von drei Monaten, *Idda* genannt, während welcher die Frau keine neue Ehe eingehen und auch nicht verheirathen darf, „was Gott in ihrem Leibe geschaffen, wenn anders sie an Gott und den jüngsten Tag glaubt.“ — Für schwangere Frauen erstreckt sich die *Idda* auf die ganze Zeit ihrer Schwangerschaft. Der Mann hat die Verpflichtung, während der *Idda* in dem einen wie in dem andern Falle für die Frau zu sorgen. Ist die Frist verstrichen, so hat der Mann kein Recht mehr über die Frau; er kann sie alsdann bei einer ersten und zweiten Scheidung nur mit ihrer Einwilligung wieder heiraten, bei einer dritten aber nicht eher, bis sie inzwischen einen andern Mann gehabt, der entweder gestorben ist, oder ihr auch einen Scheidebrief gegeben hat. Will nach Ablauf der *Idda* die Frau sich wieder versöhnen mit ihrem ersten Gatten, so soll der Vormund sie nicht hindern. „Es ist,“ so heißt es im *Djalalein*, einem am Ende des neunten Jahrhunderts entstandenen Kommentar zum Koran, „der Unschuld und Sitteneinheit förderlicher, wenn sie nach einer Versöhnung sich wieder heiraten, weil man gegen ein gewesenes Ehepaar mißtrauisch sein muß, wegen der Anhänglichkeit, die zwischen den ehemaligen Gatten bestehen könnte.“ In einem solchen Falle sind neue Ehepacten erforderlich.

Verstößt jemand eine Frau, welche ein Kind säugt, so muß er, bis das Kind zwei Jahre alt ist, für die Mutter sorgen. „Ihm liegt es dann ob, ihr Nahrung und Kleidung nach Billigkeit zu geben.“ Niemand ist aber gezwungen, über seine Kräfte zu geben. Wer will, kann auch eine Säugamme für das Kind nehmen, wenn er derselben nur „den eingegangenen Lohn nach Billigkeit gibt.“ Wenn Vater und Mutter nach gemeinschaftlicher Beratung und in Uebereinstimmung das Kind vor der Zeit (zwei Jahre) entwöhnen wollen, „so haben sie keine Sünde davon.“ Was das Schicksal des bei der geschiedenen Frau verbleibenden Kindes nach Ablauf der zwei gesetzlichen Säugjahre ist, ob alsdann lediglich der Mutter die Unterhaltung desselben obliegt, oder ob der Vater zu weiterer Alimentation verpflichtet ist, darüber bestimmt der Koran nichts näheres und sind seine Ausleger geteilter Meinung. Einige halten dafür, daß die Mütter, wenn ihr bei der Scheidung ihre Morgengabe oder ein Teil derselben geworden, verpflichtet sei, für das Kind bis zum Heiratsalter (bei Mädchen das fünfzehnte, bei Knaben das achtzehnte Lebensjahr) zu sorgen; andere weisen diese Pflicht unbedingt dem Vater zu.

Fühlt ein Mann, daß der Tod ihm nahe, so soll er seiner Frauen Unterhalt auf ein ganzes Jahr bestimmen, und sie nicht aus dem Hause treiben. „Verlassen sie dasselbe freiwillig, so habt ihr (die Männer) keine Sünde davon, wenn sie nach Billigkeit mit sich verfahren.“ — Eine Frau, deren Mann verstorben, darf, wenn sie schwanger ist, vor ihrer Entbindung nicht wieder heiraten; ist sie nicht schwanger, so muß sie vier Monate und zehn Tage warten. „Ist diese Frist herum, dann ist es keine Sünde, wenn sie mit sich nach Billigkeit verfahren.“

Bei einer Frau, welche vor Vollzug der Ehe (ehe der Mann sie berührt) verstorben und geschieden wird, findet gar keine Wartefrist (*Idda*) statt; sie kann sofort wieder heiraten. Ist ihr vom Manne noch kein Vermächtnis (Morgengabe) verschrieben worden, so hat sie Anspruch auf Alimente, es soll „der Reiche und der Arme, jeder nach Umständen und Billigkeit, für ihren Unterhalt sorgen. Dies ist des Gerechten Pflicht.“ Wie lange diese Alimentation zu dauern hat, ist nicht angegeben; man nimmt ziemlich allgemein die Zeit bis zu einer Wiederverheirathung an. — Entläßt der Mann eine Frau, bevor er sie berührt, aber nachdem er ihr bereits ein Vermächtnis verschrieben, so hat sie Anspruch auf die Hälfte des Verschriebenen, wenn nicht anders sie oder der, welcher die Ehepacten in Händen hat — also etwa der Vormund, der neue Ehemann u. — in dieser Hinsicht Nachgiebigkeit zeigt. „Zeiget ihr (die verpflich-

teten Männer) aber Nachgiebigkeit (d. h. zahlt ihr die Hälfte der Morgengabe ohne weitere Umstände) so nähert ihr euch um so mehr der Frömmigkeit.“ — Aehnliche Ermahnungen an die Männer, den geschiedenen Frauen gerne ihre Morgengabe zu geben, lehren öfter wieder, wie z. B. die folgenden: „Haltet eure Gattinnen, an denen ihr keinen Gefallen mehr findet, nicht ab, einen andern zu heiraten, in der Absicht, einen Teil ihrer Morgengabe ihnen vorzuenthalten, außer, wenn sie eine offenbare Schändlichkeit (Ehebruch) begehen. Behandelt sie mit Güte, selbst wenn sie euch mißfallen.“ In diesem Koranverse gebietet Mohammed den Männern geradezu, ihnen mißfällige Gattinnen zu entlassen, damit dieselben durch fruchtlose Absonderung nicht gequält werden. „Wollt ihr eine Gattin mit einer andern vertauschen (d. h. euch von einer Gattin scheiden und eine andere nehmen), so dürft ihr derselben nichts von ihrer Morgengabe entziehen. Wie wollt ihr ihnen etwas nehmen, nachdem ihr miteinander vereinigt waret und mit ihnen einen festen Vertrag geschlossen habt?“

Die Förmlichkeiten bei einer Ehescheidung sind sehr unbedeutend. Zu derselben sollen „rechtlche Männer aus der Mitte der Gläubigen“ hinzugezogen werden. Der Ehemann gibt vor diesen Zeugen die schriftliche Erklärung, daß er die Frau entlasse — und die Scheidung ist vollzogen. Bis zu Mohammed war es Sitte der Araber, wenn sie sich von einer Frau scheiden, diese aber dennoch im Hause behalten wollten, daß sie erklärten: „Sei mir wie der Rücken meiner Mutter,“ wodurch die Frau für den Mann und alle übrigen Verwandten wirklich in das Verhältnis einer Mutter trat. Diese Sitte hob Mohammed auf, indem er jene Erklärung als „ungerecht und falsch“ verpönte. „Diejenigen, welche sich von ihren Frauen trennen mit der Erklärung, daß sie dieselben wie den Rücken ihrer Mutter betrachten wollen, später aber das, was sie ausgesprochen, gern wieder zurücknehmen (d. h. die Frau wieder als Gattin anerkennen) möchten, die sollen, ehe sie sich wieder berühren, einen Gefangenen frei machen (loskaufen). Wer aber keinen Gefangenen zu befreien findet, der soll zwei Monate fasten, der aber, welcher dies nicht vermag, soll sechzig Arme speisen. Dies sind Bestimmungen Gottes, und die Ungläubigen erhalten peinliche Strafe.“

Sehr streng, teilweise sogar barbarisch, ähnlich denen im mosaischen Gesetz, sind die Bestimmungen betreffend derjenigen Frauen und Mädchen, die sich des Ehebruchs schuldig machen. „Sie sollen,“ heißt es in einer Sure des Koran, „in ihren Häusern eingekerkert werden, bis der Tod sie heimsucht, oder Gott ihnen ein anderes Mittel zur Befreiung anweist.“ Später ward verfügt, daß verheiratete freie Frauen zur Steinigung, freie Mädchen zu hundert Stockstreichen und ein Jahr Verbannung und die an einen freien Mann verheirateten Sklavinnen zur Hälfte der letzteren Strafe, also zu fünfzig Stockstreichen und einem halben Jahr Verbannung zu verurtheilen seien. Den freien Frauen und Mädchen wurde zugleich verboten, sich mit züchtigen Gläubigen zu verheirathen; sie sollen einen Ehebrecher oder einen Götzendiener zum Manne nehmen.

Ueber die Strafe der Steinigung findet sich nun allerdings im Koran nichts; die Muselmänner behaupten jedoch, dieselbe sei in einem verlorenen gegangenen Koranverse ausgesprochen gewesen. Sie berufen sich dabei auf Mohammeds Sekretär *Omar Iba Chattab*, der gesagt: „Bei Gott, wir haben diesen Vers auswendig gelernt! Der Gesandte Gottes selbst hat Ehebrecher gesteinigt und wir taten dasselbe nach ihm, bei vier Zeugen, bei Selbstgeständnis oder bei Schwangerschaft in Abwesenheit des Mannes. Ich fürchte, es möchte mit der Zeit jemand sagen: Im Buche Gottes ist nirgends vom Steinigen bei Ehebruch die Rede, und so möchte ein göttliches Gebot verloren sein.“ Tatsache ist, daß Mohammed einmal die Strafe der Steinigung wegen Ehebruch vollziehen ließ, aber nicht an einer Frau, sondern an einem Manne, Namens *Maaf*. Danach hätte also diese Strafe einstmals für beide Geschlechter bestanden und hätten die Männer sich späterhin davon frei gemacht.

Um die Strafe der Steinigung über Frauen und Mädchen



Ludw. Beckmann



...nung von Ludwig Bedmann.

zu verhängen, ist — wie schon in dem oben zitierten Ausspruch Omar's angedeutet — notwendig, daß entweder vier Männer auftraten, welche den Ehebruch bezeugen, oder daß die Uebeltäterin ihre Schuld eingestehet, oder daß die Frau in Abwesenheit ihres Mannes schwanger wurde, ihre Schuld also selbst beweise. Die Bedingungen für Verhängung der Strafe sind demnach ziemlich schwierige. Noch schwieriger werden sie durch eine Reihe weiterer Bestimmungen. Derjenige, welcher eine ehrbare Frau des Ehebruchs beschuldigt, und dies nicht durch vier Zeugen beweisen kann, der soll achtzig Geißelhiebe erhalten und nie mehr zu einem Zeugnis zugelassen werden, „denn er ist ein Bösewicht“. Nur die Ehemänner, welche ihre eigenen Frauen des Ehebruchs beschuldigen, und kein anderes Zeugnis als ihr eigenes darüber beibringen können, sind von dieser Strafe ausgeschlossen. Ein solcher Ehemann soll jedoch „viermal bei Gott schwören, daß er die Wahrheit gesprochen, und das fünftmal rufe er den Fluch Gottes auf sich, so er ein Lügner.“ — Der beschuldigten Frau hingegen steht ein Reinigungseid zu; sie hat viermal bei Gott zu schwören, daß ihr Mann ein Lügner sei, und das fünftmal den Zorn Gottes über sich herab zu rufen, so er die Wahrheit gesprochen. Dieses Zeremoniell scheint Mohammed dem mosaischen Gesetz nachgebildet zu haben. Nach diesem mußte die von ihrem Gatten des Ehebruchs angeschuldigte Frau auch einen Reinigungseid schwören. Sie ward im Tempel entschleiert; der Priester nahm ein Gefäß mit Wasser, in das er Staub vom Boden des Heiligtums mischte, und sagte ihr einen Eid vor, welcher die schrecklichsten Flüche auf sie herabrief für den Fall, daß sie schuldig war, worauf sie „Amen“ sagen mußte. Diese Verwünschungen wurden dann aufgeschrieben, die Schrift in dem Wasser, das der Priester in der Hand hielt, wieder ausgelöscht, und dieses Wasser mußte die Angeklagte trinken, worauf sie als entlastet galt. —

Leistet die von ihrem Gatten des Ehebruchs angeschuldigte mohammedanische Frau den Reinigungseid, so galt sie damit als geschieden. Der Mann darf sie in seinem Leben nicht mehr berühren und — selbst wenn sie es wollte — nicht wieder heiraten.

Ueber den Mangel an Schutzgesetzen gegen verleumderische Beschuldigung des Ehebruchs kann die Mohammedanerin sich also nicht beklagen, wie u. a. auch noch folgende Bestimmung beweist: Die, welche ehrbare gläubige Frauen, die leichtsinnig in ihrer äußerlichen Haltung scheinen, durch freieres Benehmen und ungezwungene Haltung zu falscher Beschuldigung Anlaß geben, fälschlich verleumben, „sollen in dieser und jener Welt verflucht sein und peinliche Strafe erleiden.“

Diese Bestimmung leitet uns auf das bekannte, von Mohammed unter Berücksichtigung des mosaischen Gesetzes erlassene Gebot der Verschleierung. „O Prophet“ — so will er von Gott offenbart bekommen haben — „sage deinen Gattinnen, deinen Töchtern und den übrigen Frauen der Gläubigen, sie sollen einen Teil des Ubertuchs (mulatan) über sich herabhängen lassen, dadurch werden sie eher erkannt als freie Frauen und nicht beleidigt, wie Sklavinnen, die mit unverhüllten Gesichtern ausgehen.“*) Den gläubigen Frauen ist ferner geboten, ihre Augen niederzuschlagen, sich zu bewahren vor Unkeuschen, so besonders davor, von ihrem nackten Körper mehr sehen zu lassen, „als was notwendig sichtbar werden muß,“ d. h. Gesicht und Hände. „Sie sollen ihren Schleier um ihren Busen schlagen“ und sich jeglicher Entblößung enthalten, außer vor ihren Männern oder vor ihren Vätern, Schwiegervätern, Söhnen, Stiefvätern, Brüdern und sonstigen nahen Verwandten, sowie vor ihren Kammerfrauen, Gespielinnen, Ammen und solchen Männern, von denen keine Leidenschaft zu fürchten, wie Greise und Verschnittene. „Auch sollen sie ihre Füße nicht so werfen, daß man den Schmuck bemerke“, d. h. den Zierrat, welchen die

orientalischen Frauen an den Knien zu tragen pflegen. Schon Jesajas (3, 16) wirft den israelitischen Frauen ihren buhlerischen und verführerischen Gang vor, wodurch sie jenen verborgenen Schmuck sichtbar zu machen suchten.

Alle diese Korangebote betreffend die Verschleierung u. sind auf die furchtbare Eifersucht, von der Mohammed gegen seine eigenen Frauen erfüllt war, zurückzuführen. Lediglich für diese waren die Gebote ursprünglich gegeben. Die Frauen jammerten darob, um sie zu trösten, dehnte Mohammed die Gebote auf alle freien Frauen der Gläubigen aus. So legte er den Grund zur Haremswirtschaft, schloß das weibliche Geschlecht aus dem öffentlichen Leben aus und machte dasselbe zu einem Gegenstande des Mißtrauens, während es, wie schon bemerkt, vorher unter den Arabern die höchste Verehrung genossen hatte.

Den Sklavinnen ließ Mohammed einen nicht zu unterschätzenden Schutz angedeihen, indem er bestimmte: „Ihr sollt euren Sklavinnen, wenn sie ehrbar und keusch leben wollen, keine Gewalt antun und sie, aus Verlangen nach irdischen Gütern, nicht dem Laster preisgeben.“ Letzteres Verbot erschien, als die Sklavinnen eines gewissen Abdhalla Ibu Ubeji, sich beim Propheten darüber beklagten, daß ihr Herr sie gezwungen habe, sich als öffentliche Dirnen mißbrauchen zu lassen und ihm vom Erlös eine gewisse Summe zu entrichten. — Bemerkenswert ist noch, daß die Sklavinnen mit dem Sklaven gleichberechtigt sind zu der Forderung, gegen Zahlung eines gewissen Lösegeldes in Freiheit gesetzt zu werden.

Schließlich wollen wir noch einem ziemlich allgemein verbreiteten Irrtum entgegenreten, dem nämlich: daß nach den mohammedanischen Dogmen die Frauen seelenlose Wesen sind und deshalb von den von Mohammed versprochenen „Herrlichkeiten des Paradieses“ ausgeschlossen bleiben. Das Studium des Korans und seiner Kommentare, sowie der Lebensgeschichte Mohammeds lehrt ein anderes. So ist u. a. folgende Tatsache verbürgt: Eine Frau beschwor den Propheten einst, er möchte doch für sie beten, daß sie ins Paradies komme. Er sagte ihr: „Es darf kein altes Weib ins Paradies.“ Als sie deshalb zu weinen anfing, sagte er ihr, sie möge sich trösten; Gott gestalte im Paradies auch die alten Weiber wieder zu Jungfrauen um. Diese Versicherung findet sich in der 56 Sure des Korans wieder. In einer anderen Sure (33) heißt es: Für die Moslems und Mosleminnen, für die gläubigen Männer und Frauen, für die wahrhaftigen, geduldrigen und demüthigen Männer und Frauen, für die Almosen gebenden, für die fastenden und für die keuschen Männer und Frauen, die oft Gottes eingedenk sind, hat Gott Versicherung und großen Lohn (im Paradiese) bereitet!“ Und in Sure 24 wird gesagt: „Böse Frauen werden im zukünftigen Leben vereinigt mit bösen Männern, gute Frauen aber mit guten Männern.“ Eines weiteren Beweises dafür, daß diejenigen, welche meinen, Mohammed habe die Frauen von seinem Paradiese ausgeschlossen, im Irrtum sind, bedarf es wohl nicht.*)

Wir haben uns im Vorstehenden bemüht, die auf die rechtliche und soziale Stellung des weiblichen Geschlechts bezüglichen koranischen Gesetze so übersichtlich und gemeinverständlich als nur möglich wiederzugeben. Daß wir dabei nicht einen einzigen Punkt übersehen haben, glauben wir getrost behaupten zu dürfen. Selbstverständlich decken sich jene Gesetze bei weitem nicht mit unsern Rechts- und Moralbegriffen; die durch sie begründete Stellung des mohammedanischen Weibes entspricht nicht im entferntesten den Anforderungen unsrer Kultur. Vergleicht man sie jedoch mit den für die Stellung und Behandlung des weiblichen Geschlechts bei den nichtmohammedanischen orientalischen Kulturvölkern — den Indiern und Chinesen — in Betracht kommenden Gesetzen und Gewohnheitsrechten, so bedeuten sie allerdings einen Fortschritt für das ganze Morgenland.

Daß sie die Polygamie gestatten, verringert ihren Wert

*) Dieses Gewand, gewöhnlich aus weißer Leinwand, bedeckt die Frauen vom Kopfe bis zu den Füßen und hat nur eine kleine Öffnung vor den Augen.

*) Schon der berühmte Orientalist Edward Lane ist (1842) diesem Irrtum entgegengetreten; nichtsdestoweniger hat er sich erhalten.

in dieser Hinsicht nicht, denn bekanntlich ist dieselbe eine über den ganzen Orient verbreitete uralte Sitte. Zudem kommt in Betracht, daß die Polygamie der Mohammedaner sich von derjenigen der Indier und Chinesen in mehrfacher Beziehung vorteilhaft unterscheidet. In Indien wie in China galt von altersher nur eine der einem Manne gehörigen Frauen als rechtmäßige Frau; die übrigen genossen keine gesetzliche Stellung, sie galten lediglich als eine Art Concubinen. Nach dem Koran jedoch sind alle Frauen rechtmäßig und in gesetzlicher Stellung; das ist ein Vorteil sowohl in moralischer als in rechtlicher Beziehung.

In Indien wie in China kannte man stets nur männliche Erben, das Weib blieb gesetzlich vom Erbrecht völlig ausgeschlossen; es konnte nie Vermögen erwerben, wie es denn überhaupt durchaus unselbständig war und zu dem Manne im Verhältnis der absolutesten Abhängigkeit sich befand. Nach dem Buche des Manu und andern indischen Gesetzbüchern erscheint die Frau als Sklavin, als Eigentum des Mannes. „Sie soll den Mann, selbst wenn er ungetreu wäre und sie mißhandelt, verehren wie einen Gott. Spricht sie Abscheu wegen Trunksucht, Spielsucht, Roheit oder Krankheit gegen ihn aus, so soll sie zur Strafe drei Monate verlassen werden.“ — Der indischen Frau war rechtmäßig die Ehe nur in ihrer Klasse gestattet; eine zweite Ehe war ihr versagt; sie sollte, wenn ihr Mann gestorben, selbst nicht den Namen eines andern Mannes aussprechen, sondern bis zum Tode als Witwe verharren, „alle harten Pflichten erfüllend und allen Sinnenreiz meidend.“ —

„Eine Frau, die mit ihrem Manne stirbt, wird mit ihm das ewige Leben genießen“ — dieser Satz im Zig-Boda gab Anlaß zu der wahnsinnigen Sitte der Witwenverbrennung. — Die Chinesen behandelten stets das Weib mit großer Geringschätzung; bei ihnen läuft der Zweck des ehelichen Lebens hauptsächlich auf die Erzeugung männlicher Nachkommen hinaus. Daher die so häufige Aussetzung neugeborner Mädchen; daher die Unsitte, daß der Vater die eigenen Töchter öffentlich als Lustdienerinnen verhandelt.

Der Koran stellt das weibliche Geschlecht in all diesen Hinsichten unendlich viel günstiger; er statuirt das Erb- und Eigentumsrecht des Weibes, mildert seine Abhängigkeit vom Mann und hebt dieselbe unter gewissen Umständen ganz auf; er erlaubt der Frau, zu heiraten wen sie will, wenn er nur ein Gläubiger ist, und zu heiraten so oft sie will, wenn sie geschieden worden oder der Mann gestorben ist; es gibt ferner Bestimmungen zum Schutze des Weibes überhaupt und zum Schutze der Unmündigen und Sklavinnen insbesondere. Damit allerdings, daß er die Frauen vom öffentlichen Leben ausschließt, gewährt er denselben keinen Vorzug vor ihren indischen und chinesischen Schwestern; er bringt sie aber auch gerade nicht sehr in Nachteil, denn das Weib in einer gewissen Abgeschlossenheit zu halten ist bekanntlich im ganzen Orient Sitte.

Nach alledem glauben wir berechtigt zu sein zu dem Urteil, daß das weibliche Geschlecht des Orients rechtlich, moralisch und gesellschaftlich am besten da gestellt ist, wo der Koran Geltung hat.

„O die Freunde!“

Von A. A. Lerei.

Es ist doch ein recht bitteres Bewußtsein, ein armer Teufel zu sein, — besonders für Jemanden, der ein entschieden großmütig angelegtes Naturell hat, — wie dein ergebener Diener, liebster Leser!

„Oho, der beginnt zu allem Anfang schon, sein Lob zu singen!“ — sagst du. — Ich bitte dich, tue mir nicht unrecht; es geschieht nicht zu dem Zwecke, um mit der einzigen guten Eigenschaft, die ich besitze, zu pönsiren, — (wer weiß, ob diese Eigenschaft überhaupt eine gute ist), — es ist mehr eine Klage, die ich dir vorbringe, — denn was nützt mich eine zu Großartigem angelegte Großmut, — wenn ich ihr nicht die Zügel schießen lassen kann! Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren, — und es war nichts; — gar nichts; — absolut nichts!

Elternlos stand ich auf der Welt. — Verwandte, — ja, ich hatte Verwandte, — sogar einige recht wohlhabende Leute darunter, die sich wohl hie und da ein kostspieliges Vergnügen hätten verschaffen können, um dem armen Vetter, respektive Neffen in gegebenen Momenten beizuspringen, — aber die Idee des Springens kam eben nicht, — und ich war zu stolz, sie dazu aufzufordern. — Auch sah ich sie nur selten. Die Onkels glaubten genug getan zu haben, wenn sie mir zwei Finger der Hand gnädig zum Gruß reichten, — und die Vettern? — Nun, die Vettern fühlten sich immer kühl angehaucht, wenn ich in ihre Nähe kam. — Sie vermieden es, soviel sie konnten, mit mir allein zu sein; — fürchteten sie, daß sie der arme Cousin um ein Almosen angehen werde? — Sie hatten unrecht, das zu glauben! — — —

Ich lebte von meiner Armut, — das heißt — ich bezog als Sulalternbeamter eine sogenannte Besoldung. — Besoldung heißt: Der Lohn in klingender Münze, der irgend einer geleisteten Arbeit entspricht; — Beamtenbesoldung sollte jedoch auf andere Weise bestimmt werden, denn sie entspricht der Arbeit wie ungefähr 1 : 10!

Um acht Uhr morgens saß ich in der Kanzlei; — (das Bureau beginnt erst beim Altheilungschef, und charakterisirt sich

durch einen reichgarnirten Schreibtisch, ein Sopha, um Besuche zu empfangen, und ein Mahagonitischchen mit Wasserkrasse nebst Glas, — während der Kanzlei all dieser Luxus fehlt) — um sechs verließ ich den Arbeitstisch, — auch oft erst um acht, — hie und da, wenn es pressantes gab, — um zehn Uhr! — Für diese Dienstleistung bezog ich den entsprechenden Lohn: 325 Gulden jährlich!

Ich war seit jeher ein Freund mathematischer Probleme gewesen, — und so war denn mein Erstes, dieses Problem zu lösen, — nämlich diese Summe so einzuteilen, daß sie mir für den Lebensunterhalt reichte.

325 Gulden, auf 365 Tage verteilt gaben ein Resultat von 89 Kreuzern pro Tag, plus einen Ueberschuß von 5 Kreuzern am Schluß des Jahres. — Stellte ich nun meine Berechnung, statt auf Tage, auf die 12 Monate des Jahres, — so ergab dies 27 Gulden pro Monat plus 1 Gulden Ueberschuß am Ende des Jahres!

Ich entschied mich für die letzte Kombination. — Nachdem ich vorher meine Garderobe gemustert und gefunden, daß ich mit Bekleidung und Beschuhung für mehr als ein Jahr versehen war, wurde folgendes Budget dem Parlament vorgelegt und mit Akklamation angenommen:

Wohnung sammt Verköstigung	18 Gulden
Wäscherin	3 „
Beleuchtung	1 „
Zigarren und sonstige Erzeße	5 „
Summa	27 Gulden

27 Gulden \times 12 Monate = 324 Gulden

Ein-nahme 325 „

Verbleibt zu meinen Gunsten ein Rest von 1 Gulden ö. W.

„Hohes Haus! — Ich beantrage diesen Gulden zu einem wohlthätigen Zweck zu votiren, — etwa, einem armen Teufel damit eine Freude zum Sylvesterabend zu machen; — wer dafür ist, wolle die Hand erheben!“ — Ich erhebe beide Hände: „Meine Herren, der Antrag ist einstimmig angenommen!“ —

Das wird ein Fest werden, — nur heißt's Charakter zeigen, die monatlich festgesetzte Summe um keinen Kreuzer überschreiten!

Ich hatte Freunde, — wenigstens nannte ich sie so. — Im Kaffeehause machte ich mit verschiedenen Leuten meines Alters Bekanntschaft, und da wir uns fast alle Tage sahen, — so endete dieses oberflächliche Kennen mit mehr oder weniger intimen Bündnissen. — Im Kaffeehause! — Ja lieber Leser, — im Kaffeehause; — erschrick nicht, ich werde dir sogleich haarklein beweisen, daß ich diesen Ort aus Sparsamkeitsrück-sichten frequentirte: statt an kalten Winterabenden zu Hause zu sitzen, unmutig im ungeheizten Zimmer zu frieren und Licht zu brennen, ging ich nach dem Abendessen auf eine oder zwei Stunden ins Café. — Dort hatte ich alles umsonst: Licht, Wärme, Lektüre und Gesellschaft! — Gegen einen allabendlichen Tribut von 5 Kreuzern, wofür ich Anspruch auf ein Glas Zuckerrwasser hatte (sehr gesundes Getränk vor dem Schlafengehen, war mir von einer zukünftigen medizinischen Autorität versichert worden, weil Pepsin enthaltend) — was mir das Recht eingeräumt, mich dort als Habitué zu geriren, und an allen Zerstreungen teilzunehmen, die der Ort bot: ich konnte einer Billard- oder Schachpartie zusehen, an den Kartentischen „libizen“, — und, was mir den Hauptgenuß bereitete, — lesen. — Illustrierte Wochenschriften, sowie allerlei Tagesblätter standen mir in Massen zur Verfügung.

Nach mehreren Monaten, — nachdem ich stillschweigend als Einer von der Kunst anerkannt wurde, ersuchte mich Einer oder der Andere, sein Spiel auf einen Augenblick zu übernehmen, — und da ich einmal das Glück hatte, einen „Ultimo“ (14 Gulden 37 Kreuzer standen im Zuden) brillant zu gewinnen, — geschah es nicht selten, daß ein Spieler, der „Pech“ hatte, eine Ausrede erfand, um sich auf ein paar Minuten zu absentiren und mir sein Spiel anzuvertrauen. — Doch hielt ich mich nie zu lange an den Kartentischen auf; — der Lektüre wurde, wie gesagt, die meiste Zeit gewidmet.

Meine Freunde aus dem Café waren fast alle ziemlich gut situierte Leute; ein Einziger unter ihnen, — er hieß Hans Rehbein, — mochte den Ort aus denselben Beweggründen, aus denen ich es tat, besuchen. — Die Uebrigen kamen, um zu spielen, zu plaudern, Kaffee, Thee und Schnäpfe zu sich zu nehmen.

Es waren darunter Bankbeamte, Privatiers, — und sogar ein Vertreter der höheren Finanzwelt, Baron Taler, der hieher kam, um seiner Passion, dem Schachspiel zu fröhnen. — Mein Leidensgenosse und Bruder in der Armut, — Rehbein war ein Meister auf dem Schachbrett, und diesen hatte sich Baron Taler als permanenten Gegner ausersehen. — Natürlich war der reiche mit dem Geldbeutel zum Ritter geschlagene Banquierssohn großmütig genug, seinem Spielgenossen während der Partie einen „Schwarzen“ zu zahlen. — Mir bot er einmal dieselbe Erfrischung an, — aber ich lehnte dankend ab, mit der Behauptung, daß meine Nerven das starke Getränk nicht vertragen.

Da mein Name einen guten Klang hatte (ein Onkel war Kammerherr, und ein anderer Mitglied des Herrenhauses), so fand es Baron Taler angezeigt, mich hin und wieder in seinen Freundeskreis zu ziehen, — besonders für solche Gelegenheiten, wo er einer Staffage bedurfte, um mit dem nötigen Nimbus aufzutreten. — „He, lieber Königstein!“ — hieß es da alle Augenblicke, denn indem er meinen in der Stadt allbekannten Namen mit seiner näselnden Stimme (es war unter der jeunesse dorée bon ton in einer Art zu sprechen, als drückte ihnen Jemand gewaltsam die beiden Nasenflügel zusammen) hinausposaunte, — konnte er mit Sicherheit rechnen, von der Menge für ein Mitglied jener Kaste gehalten zu werden, die sich ungemein viel darauf zu Gute tut, weil einer von ihren Ahnherrn vor vier- oder fünfshundert Jahren höchstehändig reisende Kaufleute ausgeplündert und dann lebendig geschunden hat! —

Dank seiner Manie wurde mir nicht selten Gelegenheit, das Theater zu besuchen; Baron Taler hatte eine Jahresloge. Auch nahm ich manchmal an seinen Spazierfahrten in den Prater teil; dieses letztere Vergnügen mußte ich mir jedoch für die

Sonntage reserviren, denn in der Woche hielt mich der Dienst zurück.

Die Dinge gingen so ihren alltäglichen Lauf, als ich eines Morgens avisiert wurde, daß ich den Chef auf einer Inspektionsreise nach F. zu begleiten habe. Da noch dienstliche Vorbereitungen zu treffen waren, wurde ich in der Kanzlei bis 10 Uhr abends zurückgehalten. Müde und hungrig eilte ich nach Hause; es hieß noch packen, mich für zweiwöchentliche Abwesenheit mit Wäsche und Kleidern versehen. — Diese Arbeit abgetan, sah ich nach der Uhr: Mitternacht! — Um 6 Uhr mußte ich am Bahnhof sein, mithin zog ich es vor, mich aufs Ohr zu legen, statt noch das Kaffeehaus aufzusuchen.

Am nächsten Morgen dampften wir davon.

F. ist ein kleines Städtchen, wohin sich mit besonderer Vorliebe Pensionisten zurückziehen. — Die Lage ist schön, die Luft gut, das Leben billig, — mithin waren dem ersten, der diese Vorzüge entdeckte, bald andere gefolgt und der Ort gleich wirklich, als wir hinkamen, einer Versorgungsanstalt für arbeitsunfähige Alte. — Nichts, als graubärtigen, grauhaarigen Gestalten begegnete man; — die jungen Leute schienen über das Weichbild der Stadt hinaus verbannt worden zu sein.

Die Inspektionsarbeiten nahmen fast meine ganze Zeit in Anspruch. — Erst am nächsten Sonntag war es mir gestattet, ein wenig Atem zu schöpfen, ein paar Stunden in der Stadt zu flaniren. — Die allgemeine Promenade oder der „Stadtpark“, wie man den Ort hier nannte, wurde mir bald langweilig. Ich lenkte meine Schritte gegen die Brücke, über welche man in die Vororte und von dort ins Freie gelangt. — In der Vorstadt angelangt, bemerkte ich plötzlich vor mir einen großen Fleischerhund, der mit grimmiger Geberde auf ein kleines Händchen, von der ewig zitternden Masse der Zwergwindspiele, losstürzte und dasselbe mit einem rohen Stoß der Schnauze auf den Boden rollte.

Es macht mir immer das Blut in den Kopf steigen, wenn ich es sehen muß, wie ein großer, starker Lämmel über einen Schwachen herfällt und an demselben sein Rütchen zu kühlen sucht und ich kann mich dann nie enthalten, zu Gunsten des Schwächeren zu interveniren; — so auch heute. — Ohne weiter zu zögern, faßte ich meinen wichtigen Stock kampfbereit — und ein tausender Hieb fiel auf das Rückgrat der großen Bestie, die nun laut heulend und brüllend einen Lustsprung machte, um sich hierauf rachschnaubend dem neuen Gegner zu stellen. — „Oho, du hast nicht genug?“ — Ein zweiter, wohlgezielter Hieb auf eines der Schienbeine bewirkte, daß der Feind unter unaufhörlichem Schmerzengעהul das Feld räumte.

Ich beugte mich über den zitternden Miniaturhund, der ergebungsvoll dalag und geduldig des Momentes zu harren schien, wo er den Todesstreich empfangen sollte. Durch einig's Streicheln gelang es mir, das Tier zu überzeugen, daß es keinen weiteren Feind für den Augenblick zu befürchten habe. . . .

„Herr, wer hat Ihnen das Recht gegeben, meinen Hund lahm zu schlagen?“ — vernahm ich eine brutale heisere Stimme hinter meinem Rücken. — Ich wandte mich um: ein gemein aussehender Kerl stand vor mir.

„Wer hat Ihrer großen Bestie das Recht gegeben, den kleinen Hund aufzufressen?“

„Gehört das miserable Tier Ihnen?“

„Was geht das Sie an?“

„Ich möchts nur wissen, — denn wenn die Kröte nicht Ihr Eigentum ist, so hat Sie die ganze Geschichte schon gar nichts angegangen!“

Die Passanten waren von der lauten Art, in welcher unser Zwiegespräch stattfand, nach und nach angezogen worden; eine Gruppe hatte sich um uns gebildet, die neugierig der Dinge wartete, die da kommen sollten; mit offenen Mäulern standen die Leute und horchten auf die Worte, die der Grobian zum besten gab. — Der Kerl schrie sich immer mehr und mehr in Zorn hinein, besonders, als er sah, welch aufmerksames Publikum er vor sich hatte; — er begann schließlich anzüglich — fast drohend zu werden.

Maienröslein.



Entzückend, wie ein Maitemorgen,
Des Lebens Mai in junger Brust!
Wie hat die Bitternis der Sorgen
Vergiftet ihr den Kelch der Lust.
Wie schwellen ihre jungen Glieder
Von Lebensübermut gestrafft!
Wie pocht ihr unterm engen Rieder
Das Herz mit ungestümm'r Kraft!

Es schweifen ihre trunkenen Augen
Hinaus in das beblühte Tal,
Wo tausend Blüten wohnig saugen
Der Frühlingssonne goldnen Strahl,
Wo Schmetterlinge froh sich paaren
Und Käfer in der Flügel Pracht.
Doch sie, noch hat sie nicht erfahren
Der Liebe wunderbare Macht.

Doch rasch kommt er herangeflogen,
Da zum Verderben, dort zum Heil,
Der Gott mit seinem goldnen Bogen,
Mit seinem Köcher, seinem Pfeil. —
Von süßen Wonnen, bitteren Schmerzen,
Fühlt ihren Busen sie geschwellt
Und aus dem liebewunden Herzen
Erblickt ihr eine neue Welt.

J. Stern.

Dein Auge.

Gedicht von Peter Cornell.

I.

Dein Auge dünkt mir gleich der blauen See,
Und ich mich selbst dem armen Fischer gleich,
Von dem die Mähr geht, daß mit stillem Weh
Er stundenlang sah in der Wogen Reich.

Seit ihm in milder Mondnacht einfl erschien
Auf weitem Meer ein blondgelocktes Weib,
Birgt keine Freuden mehr die Welt für ihn
Und stiller Harm verzehrt den jungen Leib.

Nur nächstlich, wenn des Tages Müh' schon lang
Die Schiffer sinken ließ in tiefe Ruh,
Eilt er zur See und hört dem Rhythmenklang
Der langgestreckten flücht'gen Wellen zu.

Doch wie sein Blick auch in die Tiefe starrt,
Wie viele Fenster er auch schickt aufs Meer, —
Die Liebste, die sein krankes Herz erhartet,
Bringt nimmer ihm die kalte Woge her.

So ist auch dir mein Sehnen zugewandt,
Seit in des Auges lichten Tiefen ich
Das Leben deiner Seele hab' erkannt, —
Doch warum trachtest du zu fliehen mich?

II.

Das ewig heil're Auge lieb' ich nicht,
Das stets sich gleich in frohem Lächeln strahlt;
Aus dessen Tiefen nie die Klage spricht,
In dem sich nie ein Weh der Seele malt;
Das, immer sonnig vor sich seinen Pfad,
Verzweilungswoll ins Weite nie gestarrt,
Und nie den Morgen unter Tränen hat
In banger Nacht mit heißem Fleh'n erhartet.
Ich kann nicht glauben, daß ein hoher Geist
Nach Wahrheit dort und edlen Zielen ringt
Und nicht zum Auge, das man oft doch preist
Als Seelenspiegel, seine Stimmung dringt.

Doch wenn ich in ein schönes Auge seh',
Das hinter zarter Wimper eine Welt
Doll Leid und Sorg' und unterdrücktem Weh'
Geheimnisvoll in sich verschlossen hält,
Und dem doch nicht, wie hart das Los auch fiel,
Des Lebens Drang die Hartheit abgestreift,
Dem nur durch eig'nes Leiden Mitgefühl
Für Anderer Sorg' und Trübsal ist gereift;
Dann ist es mir, als wenn ein hehrer Glanz —
Der Seele Widerschein — das Auge schmückt;
Als hätt' der Menschheit Geist den Duldungskranz
Auf solche Stirn als seine Gab' gedrückt.

Und weißt du, Lizi, warum ich so gern,
Wenn Abendgold säumt rot des Himmels Blau,
Und an dem Aether aufstauht Stern an Stern,
Mit sel'ger Wonne in dein Auge schau?
In diesen Augen, die so oft der Schmerz
Mit Tränen bitterer Wehmut angefüllt,
Hat sich dein edles, liebevolles Herz
In seinem ganzen Reichthum mir entfüllt; —
Es drang mir durch der Augen stillen Gram
Zum Herzen wie ein traurig schönes Lied,
Daß mir in dessen Grund gar wundersam
Und still verborgen ist die Lieb' erblüht.

Der Marschdichter Hermann Allmers.

Eine literarische Charakterizisse von Dr. L. Bräutigam.

Ueber Hermann Allmers, jedenfalls die bedeutendste und populärste Persönlichkeit in Nordwestdeutschland, die dort fast jedes Kind kennt, ist schon viel geschrieben worden. Seine literarischen Leistungen werden nicht bloß in seiner engeren Heimat, sondern auch im großen Vaterlande hochgeschätzt und zwar nicht bloß in den sogenannten besseren Ständen, sondern auch namentlich — und das ist das wichtigste — bei dem eigentlichen Volke. Dichterische Größen, die nichts fühlen von dem geheimen und doch so warmen Pulsstöße volkstümlichen Lebens, die nur in einem kleineren Kreise „Mode“ sind, verschwinden nach einigen Dezennien rasch von der Schaubühne, während die Spur der wahren Volksdichter „nicht in Aeonen untergeht.“ Allmers ist ein echter, gesunder Sohn des Volkes. Er ent-

stammt einem alten Geschlechte der Friesen, das seit fünf Jahrhunderten in der Osterstader Marsch, im Dorfe Rechtenfleth (einige Stunden südlich von Bremerhaven) auf einem Marschhofe erbangesessen ist. Dort wurde der Dichter am 11. Februar 1821 geboren. Sein Vater starb früh, und die Mutter, deren er mit rührender Kindesliebe in dem Gedichte „In der Fremde“ gedenkt, wünschte dringend, daß er sich auf dem väterlichen Erbe der Wirtschaft widme. Erst nach ihrem Tode ging der hochstrebende Jüngling, getrieben von mächtigem Wander- und Bildungsdrange, hinaus in die Welt, um sich wissenschaftlich und künstlerisch auszubilden. In Bremen, Berlin, Jena, München, Rom und an anderen Orten fand er nachhaltige Anregung, und mit geistigen Schätzen reichbeladen kehrte er in seine Heimat

zurück, der er für immer treu geblieben ist. So oft er auch kleinere und größere Reisen unternimmt — und das geschieht häufig, denn bei keiner bedeutungsvollen Festlichkeit, bei keinem wichtigen Unternehmen in Norddeutschland fehlt Hermann Allmers — immer sucht er sein Nechtensteth, seinen Bauernhof, der jetzt reiche Kunstschätze birgt, wieder auf. In seiner Heimatgemeinde war er auch längere Zeit Vogt, Vorsteher; dort ist er noch in der mannigfachsten Weise tätig, so daß er von allen geliebt und verehrt wird. Seinen Ruhm begründete unser Dichter durch sein bekanntes „*Marfchenbuch, Land- und Volksbilder aus den Marfchen der Weser und Elbe*“, das im Jahre 1857 in der ersten Auflage, 1875 zum zweitenmale erschien, und das in Wahrheit eine neue Entdeckung der gesegneten, herrlichen Marfchen in Deutschland herbeiführte und vielen eine neue Welt erschloß. Wir machen uns gerne über die Ausländer, namentlich über die Franzosen lustig, wenn sie so wenig Bescheid wissen in unserem deutschen Lande. Wie viele gibt es aber bei uns, die in der eigenen Heimat fremd sind! Mit Recht sagt Allmers in den Vorrede zu seinen Stammesgenossen: „*Hinter den Bergen wohnen auch Leute, und wenn Ihr wüßtet, wie unbekannt bei diesen, wie im ganzen anderen Deutschland, unsere Marfchen sind und welch' falsche, zum Teil ganz abgeschmackte Begriffe dort, ja oft selbst noch in den nächsten Städten, über unser Land und seine Zustände herrschen, dann würdet Ihr gewiß nicht mehr lächeln und kopfschütteln, sondern — so denke ich mir — euch von Herzen freuen, daß ich versucht habe, ihnen einmal ein Bild unserer Heimat zu entwerfen.*“ In dem reizvollen, mit der liebevollsten Hingabe an die Heimat geschriebenen Buche ist kein Merkmal der Marfchen unberücksichtigt geblieben: das Größte und Kleinste, das Vergangene und Gegenwärtige, das Ernstste und Scherzhafte, alles wird in interessanter und liebenswürdiger Weise geschildert. Wie viele tausende haben sich an dem Marfchenbuche schon erfreut! Wie oft und gerne habe ich es in die Hand genommen! Denn es enthält keine trockene, gelehrte Beschreibung, sondern in der anziehendsten Darstellung, wie sie eben nur aus der Tiefe eines wahren Dichtergemütes hervorgehen kann, werden uns die mannigfachen Bilder aus den Marfchen vorgeführt. Einfache, schlechte Bauern in Sachsen, die selten zum Lesen kommen, ergötzen sich wahrhaft, als ich ihnen das Buch lieh; es wanderte von Haus zu Haus, einer empfahl es dem andern. Es ist wirklich ein Volksbuch der seltensten Art, das in Norddeutschland kaum seines Gleichen hat. Wenige Schriftsteller dürfen sich aber auch eines Erfolges rühmen, wie ihn Allmers mit seinem Marfchenbuche geerntet. Hier nur einen Beweis. Schon im Jahre 1864 widmete der Dichter Schlönbach sein großes Epos: „*Der Stedinger Freiheitskampf*“ Hermann Allmers mit folgenden Worten: „*Ihr klassisches Marfchenbuch, bedeutsam für den Historiker wie für den Naturforscher, — für den Dichter wie für den freidentenden Volksmann, — war mir bei meinen „Stedingern“ von großer Anregung und Belehrung. Darum — ohne Sie persönlich zu kennen — widme ich ihnen meine Dichtung mit innigster Verehrung und Dankbarkeit.*“

Im Jahre 1860 erschienen die Dichtungen von Hermann Allmers (vor wenigen Jahren die zweite Auflage), innige, gemühtiefe Poesien, von denen „*Auf der Rudelsburg*“, wozu er selbst den Text komponierte, am bekanntesten geworden ist, während das herrliche Fragment „*Die Stedinger*“ mehr in den Kreisen, die der plattdeutschen Sprache mächtig sind, gefeiert wird. Die bedeutendsten Musiker der Gegenwart, wie z. B. Johannes Brahms, haben die formvollendeten lyrischen Gedichte unseres Marfchendichters zu Kompositionen verwandt. Eins der schönsten und sinnigsten — Feldeinsamkeit — lautet:

Ich ruhe still im hohen, grünen Gras
Und sende lange meinen Blick nach oben,
Von Grillen rings umschwirrt ohn Unterlaß,
Von Himmelsbläue wunderbar umwoben.

Und schöne Wolken ziehn dahin
Durchs tiefe Blau, wie schöne stille Träume; —
Mir ist, als ob ich längst gestorben bin,
Und ziehe selig mit durch ewige Räume.

Allerdings darf man nicht verhehlen, daß die Dichtungen von Hermann Allmers lange nicht den Erfolg gehabt haben wie das Marfchenbuch, obwohl sie die meisten dichterischen Ergüsse der letzten Jahrzehnte bergehoch überragen. Größeres Aufsehen in der literarischen Welt erregte Allmers durch seine „*Römischen Schlendertage*“ (1872, 3. Auflage), die zu den besten Schriften gehören, die über Italien geschrieben worden sind. Noch viele andere dichterische Leistungen rühren von ihm her, so das Drama „*Elektra*“, verschiedene Novellen, Kunst- und kulturgeschichtlichen Inhaltes, eine Schrift über die Pflege des Volksliedes u. a. Unermüdet ist er noch tätig. So wird er in der nächsten Zeit eine vollstündliche Schrift über den bremer Patrioten Johann Böse herausgeben, der im Jahre 1813 auf eigene Kosten eine Jägerkompagnie gegen die Franzosen ins Feld stellte. Der Stoff ist sehr einfach, aber wie großartig weiß ihn Allmers zu beleben!

Das erfuhr ich an einem interessanten Abende in der historischen Gesellschaft zu Bremen, woselbst unser Dichter einen Vortrag über den genannten Patrioten hielt. Wohl kaum habe ich die alte Wahrheit, daß das Herz den Redner macht, so erfahren wie in diesen schönen Stunden! —

Dieser kurze Hinweis auf die Werke von Hermann Allmers möge hier genügen. Welche Eigenschaften sind es nun, welche uns diesen Schriftsteller so lieb und wert machen? — Als ich zum erstenmale die Widmung von seinen Dichtungen las: Lieben Menschen in Liebe geweiht, da war ich tief ergriffen. Ja, er selbst ist ein lieber Mensch mit einem warmen, weichen Herzen, mit einem weichen, tiefen, sinnigen Gemüte, das nur Güte und Liebe atmet. Er steht nicht unter den ersten Dichtern der Neuzeit, es gibt größere, die in ihren Poesien genialer wirken, aber ich kenne keinen, der liebenswürdiger, edler wäre als Allmers, keinen, in dem ein milder, warmer Humanismus schöner zur Geltung käme als bei ihm.

Tausende gehen gleichgültig, ja mit Verachtung im kalten Herzen an den armen Auswanderern in unseren Hafenstädten vorüber. Allmers sagt von sich: „*Mein Besuch dieses Hauses (der Auswandererhalle zu Bremerhaven) gehört zu den interessantesten Erinnerungen meines Lebens, und manche Stunde schon trieb ich mich umher unter dem bunten Gewimmel, daß von oben bis unten seine Räume füllte, mischte mich unter die Gruppen der Männer und Frauen, frischen Burfchen und rofigen Mädchen, redete freundlich mit ihnen.*“ Allmers beurteilt eben die Menschen nicht nach dem Neufieren, nach ihrem Kleide, ihrem Vermögen.

Er sagt:

Und findst du einen treuen Freund,
Sei's wo und wer und was er sei,
Sei stolz darauf und halt ihn hoch
Und sag es laut und sag es frei.

Und ob er eines Königs Sohn
Und ob er eines Bauern Knecht,
Sei stolz darauf und freue dich,
Und lieb ihn treu und lieb ihn recht.

Ein Kleinod ist ein treues Herz,
Und wenn man dir's entgegentragt,
Sei stolz darauf und frag nicht lang,
In wessen Mannes Brust es schlägt. —

Güte, Liebe, Humanität sind die Grundzüge seines Wesens, das uns überall gleichsam seinen schönen Spruch zujubelt, der das Fremdenzimmer seines Hauses schmückt:

Jegliche Lust wird alt und verblüht,
Doch nimmer die Freude am Menschengefüht.

Es ist aber in Allmers nicht ein verschwommener, süßlicher Humanismus. Nein, voll Mannesmut und Freiheitsdrang tritt er auf. Er ist wie im Neufieren, in seiner kräftigen Gestalt mit dem mächtigen Haupte und den blitzenden und doch so treuen Augen, so auch im Innern ein echter Frieser. Das sagt alles. Bekanntlich war dieser zähe, unüberwindliche Volkstamm der einzige in Deutschland, der durch heldenmütigen Kampf frei blieb von den Banden des Lehnswesens, das überall den Bauern-

stand in Deutschland in entehrende Fesseln schlug. Wie gegen die wilden Wogen der Nordsee, Weser und Elbe, so wehrten sich die kühnen Friesen gegen herrschsüchtige Adelige und Priester. Sie grüßten sich, wie auch Allmers in seinem herrlichen Gedichte „Friesengruß“ erwähnt, mit dem stolzen Gruß „Eala frya Fresena“, Heil freier Friesen, und ihr Wahrspruch lautete: „Lieber tot als Sklav.“ Noch heute zeigt namentlich die Landbevölkerung Friesland's dieses von den Vätern ererbte stolze Selbstbewußtsein. Wie herrlich schildert uns Allmers in seinem Marschenbuche die ruhmreichen Freiheitskämpfe der Stedinger und der Wurster, jener Stämme, die wahre Großtaten vollbrachten, die von der deutschen Nation noch lange nicht genug gewürdigt worden sind, obwohl ja wohl die Stedinger in vielen Poesien verherrlicht worden. Allmers widmet ihnen einen Gesang in plattdeutscher Sprache, der großartig wirkt, besonders wenn er von einem echten Friesenjunger vorgetragen wird, und der die herrlichste Dichtung von allen ist, die dieses herrliche Bauernvolk besingen. Es heißt auch im Marschenbuche: „Hätte der Stedinger Krieg einen würdigen Geschichtsschreiber gefunden, er wäre wert, ebenso in allen Schulen gelehrt und bekannt zu werden, wie die Kämpfe des Schweizervolks.“ Schon wegen des Kapitels: „Das Stedingerland“ sollte man das genannte Buch für alle Bibliotheken anschaffen. Wo nur irgend Tyrannei und despotische Gelüste zu spüren sind, da kämpft unser Marschdichter mit heiliger Entrüstung. Aus allen seinen Schriften spricht mächtig der Sinn für Freiheit und Manneswürde, die in politischer und religiöser Hinsicht stolz ihr Recht der Selbstbestimmung so vertritt:

„Was du für wahr hältst, sei's auch, was es sei,
Dran glaube ruhig und bekenn es frei.
Was du für Recht erkannt, das übe gern,
Weil's Recht dir ist, ein andrer Grund sei fern.
Denk nie, daß etwas dir dafür beschieden,
Und hab' genug an deinem eigenen Frieden.“

Wie wohlthuend wirkt die religiöse Freisinnigkeit, die Hermann Allmers verkündet. Wie glücklich wären wir, wenn sein Spruch überall Anerkennung fände:

„Wer fromm das heil'ge Dogma glaubt,
Sei glücklich, daß er glauben kann;
Wer kraftvoll sich davon befreit,
Sei glücklich, daß er brach den Bann;
Und doppelt glücklich, jeder sei,
Daß er den andern glücklich weiß.“ —

Es würde zu weit führen, all die andern edlen Eigenschaften des Dichters zu beleuchten: seinen Kunstsin (seinen Marschenhof zu Rechtensteth hat er mit vielen Kunstschätzen geschmückt, so daß er eine Sehenswürdigkeit Norddeutschlands bildet), seine werttätige Liebe, seine Bescheidenheit, seinen Humor. Welch' schöne Stunden haben mir in jeder Hinsicht seine Schriften bereitet! Wie unvergeßlich sind mir die anregenden persönlichen Begegnisse mit Hermann Allmers! Das schöne Schlußwort aus seiner „Weihe eines jungen Erdenbürgers“, auf welches Gedicht ich noch ganz besonders hinweisen möchte, darf er mit freudigem Herzen, dem alle gut sein müssen, von sich sprechen:

„Ich ward ein Mensch und es war meine Sendung,
Zu helfen mit euch an der Menschheit Vollendung.
Ich tat, was ich konnte; — was ich gesollt,
In redlichem Streben hab ich's gewollt.“

Ueber Viehzucht im Westen Nordamerikas.

Es ist unbestrittene Tatsache, daß die Viehzucht einen viel größeren und sichreren Gewinn abwirft, als irgend ein anderes Geschäft. Der gewöhnliche Kaufmann ist hierzulande (Nordamerika) mit einem Gewinn von 10 bis 20 Prozent zufrieden, und ist auf einen solchen sicher zu rechnen, so wird sein Geschäft als ein sehr gutes betrachtet. Um aber einen Nettogewinn von 10 bis 20 Prozent zu machen, muß mindestens ein Bruttogewinn von 30 bis 40 Prozent aufzuweisen sein. Miete, Löhne, Verzicht auf abgelagerte Waare und viele kleine Nebenausgaben verlangen eine sehr genaue Rechnung, um überhaupt einen Gewinn zu erbringen.

Betrachten wir dagegen die Viehzucht! Die großen Ausgaben für Miete fallen vollständig weg. Das Land ist frei und ist derjenige Besitzer, welcher davon Besitz ergreift. Der Verlust, den der Kaufmann durch Ueberlagerung seiner Waare erleidet, ist gerade die Quelle des Gewinns für den Viehzüchter. Die Lohnausgaben sind die einzigen Ausgaben, welche bei beiden Teilen gleich sind. Aber hier müssen wir für die Viehzüchter noch die Kost der Hirten (cow-boys) berechnen.

Ich habe mit Hilfe der erfahrensten Viehzüchter dieser Gegend (Dacota) eine Rentabilitätstabelle über Viehzucht ausgefertigt und bemerke, daß in dieser Rechnung die Ausgaben hoch und die Einnahmen niedrig berechnet sind.

Beginnen wir mit 20000 Dollars, dafür kaufen wir 1000 Rinder. Von zweijährigen nehme ich 50 Prozent als Kalbend an und von dreijährigen und älteren 75 Prozent. Von den Kälbern berechne ich die Hälfte als Kuhkälber und die andere als Bullkälber resp. Stiere.

Ende des siebenten Jahres besitzen wir eine Herde von 8115 Haupt Vieh, ferner 2942 Kälber. Bei Annahme der niedrigsten Preise verkaufen wir diese 8115 à 30 Dollars. Bei Verkauf eines ganzen Brandes werden die Kälber gratis zugegeben. Hierdurch erhalten wir eine Bruttoeinnahme von 243 450 Dollars.

Bei den Ausgaben berechne ich zehn Hirten Winter und Sommer für sieben Jahre. Drei Mann sind für jeden Winter sowie für die ersten zwei Jahre genügend.

9 Mann à 40 Doll. pr. Monat à Jahr	4320
1 " " 100 " " " " "	1200
Kost " 10 " " " " " "	1800

Summa der laufenden Ausgaben Doll. 7320

Laufende Auslagen auf 7 Jahr . . . 51240 Doll.

100 Bonny's für Hirten à 50 Doll. 5000 "

100 Bullen à 60 Doll. 6000 "

1000 Rinder als Stamm 20000 "

Summa sämtlicher Auslagen 82240 Doll.

Ziehen wir diese Summe von der Bruttoeinnahme von 243 450 Dollars ab, so erhalten wir einen Nettogewinn von 161 210 Dollars.

Welches andere Geschäft, professionirter Bucher ausgenommen, kann einen solchen Gewinn in sieben Jahren aufweisen?

Auflerksame Leser werden mittlerweile gefunden haben, daß ich keinen Verlust durch Abgang im Vieh berechnet habe. Ich habe dies aus zwei Gründen nicht getan. Erstens ist es unmöglich, den Verlust genau zu berechnen, und zweitens habe ich den Zuwachs und die Ausgaben so hoch berechnet, daß dies sämtliche Verluste, so hoch wie sie irgend ein Züchter hier bisher erlitten hat, reichlich decken wird.

Das Beste bei dem Geschäft des Viehzüchters ist die Sicherheit des Gewinns, sowie der hier verschwindend kleine Teil an Verlusten. Die Verluste an sich gehen selten höher als ein Prozent.

Viele Leser werden sagen: Ja, ich sehe aber keine Ausgaben berechnet für Ställe, Futter etc. — Nun, mein lieber Freund, das ist etwas hier Unbekanntes: Ställe sieht das Vieh hier zeitlebens nicht und Heu bekommt es höchstens in den strengsten Schneesturmtagen, indem es in die Nähe der Mieten getrieben wird.

Bei Gründung einer Herde wird das Vieh mit dem für dieselbe angenommenen Eisen gebrannt, alsdann in die weite Prairie getrieben und sich selbst überlassen! Im Sommer halten es die Hirten in einem Umkreise von zirka zehn Meilen (englische) zusammen, je nach Größe der Herde, und machen gleichzeitig den nötigen Heuvorrat. Gegen Winter wird das Vieh in die Nähe des Flusses getrieben und sich alsdann bis zum nächsten Frühjahr wieder allein überlassen. Die Hirten, welche den Winter über gehalten werden, beaufsichtigen das Vieh nur insoweit, daß es nicht gestohlen werden kann. Im Frühjahr, nachdem der Schnee verschwunden und das Gras zu wachsen beginnt, wird sämtliches Vieh der Umgegend zusammengetrieben und nach den Bränden fortirt; die Kälber folgen stets den Müttern.

Jeder Züchter treibt jetzt sein Vieh auf seine rang. Die Kälber werden gebrannt und geschnitten, etwaiges Verkaufsvieh wird fortirt und der Rest der Herde wieder in die Prairie getrieben.

A. v. Steiger.

(Little Missouri, Medora P. D. Billings u. Cp.
Dakota Terr. N. A.)

(Aus d. „Deutschen landw. Stg.“ v. 15. März 84; verkürzt.)

Das Spießrutenlaufen.

Man klagt, daß alle Lieb und Treue sei verloren,
Daß aller Segen sich verkehr in Fluch;
Allein, wenn ich die Zeit, die vorbergeht, durchsuch',
So dank ich Gott, daß ich in dieser bin geboren.
(Christian Wernicke, 1720.)

Von all' den ungeheuren barbarischen Strafmitteln des Mittelalters, als da sind: Säden, Lebendigbegraben, Verbrennung, Einmauerung, Pfählen, Teeren oder Federn, Vierteilen, Nädern, Blendung, Pranger, Vogelfreiheit, Reichsacht, Bannspruch u. s. w. ist das Spieß-

rutenlaufen wohl eins der wenigen, die die Menschheit noch vor hundert Jahren in Schrecken versetzten, und alle, die immer wieder den Verlust der „guten alten“ Zeit beklagen, werden in Anbetracht der Rechtszustände damaliger Zeit gerne mit dem Dichter in obiges Motto einstimmen. In Leipzig wurde noch im Jahre 1806 ein Spießrutenlauf abgehalten. Für viele gleichsam ein delikates Schauspiel, konnten es selbst Frauen nicht über sich gewinnen, denselben fern zu bleiben, und hieß es: „Heut' gibts ein Spießrutenlauf,“ so strömte alles mit Kind und Kegel auf den Schauplatz, die Arbeit ruhte plötzlich, und, wie üblich, bildeten auch hier große Schlägereien eine unentbehrliche Zugabe.

Der Vorgang beim Spießrutenlaufen, auch Gassenlaufen genannt, war in Kürze folgender:

Nachdem Soldaten unter Musikbegleitung, welche die Melodie des bekannten Gassenhauers: „Zieh! Schimmel, zieh!“ zum besten gab, herangerückt waren, wurde von denselben, die in einer Stärke von mehreren hundert Mann erschienen waren, eine Gasse von ungefähr sieben Fuß Breite gebildet; nachdem hierauf der Delinquent, bis zum Gürtel vollständig entblößt, eine Bleikugel im Munde, mit auf der Brust kreuzweise gebundenen Armen erschien und die Soldaten von einem mit dem Namen „Stäpchen“ bezeichneten militärischen Individuum mit in Wasser gewickelten Birten- (Spieß-) Ruten versehen waren, begann die Prozedur: Der Delinquent mußte die gebildete Gasse in nicht zu schnellem Tempo, woran ihn überdies ein ihm mit umgekehrtem Gewehr vorangehender Unteroffizier hinderte, passieren, wobei er von jedem Soldaten einen heftigen Schlag mit der Rute auf den entblößten Rücken erhielt. Wie wohl anzunehmen, hatte der Delinquent unter den Soldaten viele gute Freunde, die ihm die Strafe nicht zu verb führen lassen wollten und daher ihre Ruten in der Mitte durchschnitten; doch wurde von Offizieren, denen dies wohl bekannt war, viel darauf geachtet, daß dergleichen nicht vorkam. Je nach der Zahl der bereits empfangenen Hiebe wurde der Rücken hintereinander rot, blau und grün; ein sechsmales Spießrutenlaufen durch etwa 300 Mann hatte gewöhnlich den Tod zur Folge.

Nur solche, die sich der Desertion schuldig gemacht, nicht aber den Spießbuben, war es gestattet, nach der Exekution, sofern sie es noch vermochten, ein wenig Geld von den Umstehenden einzusammeln. Namentlich wurde unter Friedrich Wilhelm I. die Strafe des Spießrutenlaufens oft ausgeübt, und zwar wurde auch einzelnen Mannschaften seiner aus aller Herren Länder zusammengewürfelten Riesengarde, welche nicht selten sich ihrem aufgezwungenen Soldatentum durch die Flucht zu entziehen suchten, trotz Friedrich Wilhelm I. Vorstöße für seine „blauen Kinder“, die Strafe des Spießrutenlaufens auferlegt.

Diese barbarische Strafe wurde fast durchgängig nur den Soldaten zuteil; große Ähnlichkeit mit derselben weist der im Mittelalter auch an bürgerlichen Personen ausgeübte, gewöhnlich mit Landesverweisung verbunden gewesene Staupeuschlag auf; hierbei wurde der Delinquent vom Henker durch die Straßen geführt und dabei auf den entblößten Rücken gepeitscht.

Zum Schluß wollen wir nicht verfehlen, noch eine kurze Charakterisierung des „Stäpchen“ zu geben. Eine von allen verachtete, namenlose Person, gewöhnlich des Profossen Lausbursche, mußte das „Stäpchen“ beim Eintritt ins Bataillon vor einem von Soldaten gebildeten Kreis, in der sich der Major befand, um einen Namen bitten, alsdann bis in die Mitte des Kreises auf allen Bieren hindurchkriechen, hierauf erhielt er einen Schlag, stand auf, küßte den Steigbügel des Majors und wiederholte dabei seine Bitte um einen ehrlichen Namen, welchen er alsdann mit einer nagelneuen Uniform erhielt; „Stäpchen“ war also hiermit ins Bataillon eingeführt, erhielt eine Stelle als Trommler und verfaß dabei das Geschäft des Spießrutenverteilers und anderes mehr.

„Die ‚gute, alte‘ Zeit! Sie ist vorüber!“

N. L.

Unsere Illustrationen.

Die Fischotterjagd. (S. 376–377.) Es muß schon ein ziemlich passionierter Jäger sein, der sich auf die Gewinnung des Pelzes der Fischotter, resp. auf die Jagd dieses merkwürdigen marderartigen Tieres verlegt, das, wie der Viber und die Wasserratte sich ebensoviel im Wasser als auf dem Lande aufhält. Es gehört viel Geduld dazu, um diesen rüstigen Schwimmer zu erlegen. Wie fauer in früherer Zeit einem armen Leibeigenen die Otterjagd werden konnte, findet sich trefflich geschildert in Scheffels berühmtem historischen Roman „Elkhard“. Dort wird erzählt, wie ein armer Hirtenknabe Namens Audisax der von ihm geliebten Gänsehirtin Haduwoth gerne eine Pelzhaube schenken möchte. Zu diesem Zwecke will er eine Fischotter fangen, aus deren weichem Pelz die Haube hergestellt werden soll. Er hat weder genügende Waffen noch genügende Zeit. Doch hören wir Scheffel selbst:

„Auch Audisax traf seine Vorbereitungen für Weihnachten. . . . Darum stieg er oft nächtlich ins Tal hinunter ans Ufer der Nach, die mit trägem Lauf dem See entgegen schleicht. Beim morischen Steg stand ein hoher Weidenbaum. Dort lauerte Audisax manches Stündlein, den erhobenen Rebstecken nach des Baumes Öffnung gerichtet. Er stellte einer Fischotter nach. Aber keinem Denker ist die Erforschung der letzten Gründe alles Seins so schwierig geworden, wie dem Hirtenknaben seine Otterjagd, denn aus dem hohen Ufer zogen sich noch allerlei Ausgänge in den Fluß, die der Otter wußte, Audisax nicht.

Und wenn Audisax oft vor Kälte zitternd sprach: igt muß er kommen! so kam weit stromaufwärts ein Gebräuse hergetönt, das war sein Freund, der dort die Schnauze übers Wasser streckte und Atem holte; und wenn Audisax leise dem Ton nachschlich, hatte sich der Otter inzwischen auf den Rücken gelegt und ließ sich gemächlich stromab treiben.“

So schwierig macht man sich heut den Otterfang nicht mehr. Das Tier wird geschossen, indem man es beschleicht, während es frist oder indem man sich auf den Anstand legt; man hat besondere Fischotterfallen und Fischotterneze; auch wendet man den Schlagbaum, das Zellereisen und das Stangeneisen bei der Jagd auf die Fischotter an.

Es gibt eine ganze Anzahl von Fischotterarten: sie kommen in Europa, Asien und Amerika vor. Der Kürschner, der sich mit der Verarbeitung von Otternellen beschäftigt, weiß die Felle der einzelnen Arten gar wohl zu unterscheiden. Die Otter, ein äußerst lebendiges und gewandtes Tier, sieht wie ein Marder aus. Zwischen den Fellen hat die Fischotter Schwimmhäute. Die Fischottern schwimmen und tauchen mit ungemeiner Geschicklichkeit; einzelne Arten kommen auf dem Lande schlecht, andere besser fort. Sie leben in Höhlungen, die sie sich an den Ufern von Flüssen und Bächen graben und leben hauptsächlich von Fischen; dann aber auch von Wasservögeln, Krebsen, Fröchen und Wassermäusen. Der Fischbestand wird von den Ottern sehr verwüstet; man jagt sie deshalb oft weniger ihres Pelzes wegen, als um den Fischbestand zu schonen. Man kann die Fischotter auch zähmen und zum Fischfang abrichten, was schon in den ältesten Zeiten geschehen ist. Das Fleisch wird gegessen und wurde früher von den Katholiken als Fastenpeiße genossen, da man die im Wasser lebende Fischotter als Fisch betrachtete. Aus den Haaren der Otter werden die den Rasierstich ähnlichen Hüte, aus den Schwanzfedern seine Malerpinsel angefertigt. Ihr Fell gilt als sehr wertvoll. Man nimmt an, daß jährlich etwa 50000 Felle von Fischottern in den Handel kommen, wovon Nordamerika etwa die Hälfte liefert.

Mit Hunden ist die Fischotter nur schwer zu jagen, da sie auf dem Lande der Fährte des Tieres nicht folgen. Zuweilen gelingt es den Hunden, die Fischotter im niedrigen Wasser zu überraschen und einen solchen Fall stellt unsere Illustration vor. Die überfallene Otter wehrt sich verzweifelt und die Meute scheut vor dem scharfen Gebiß des verzweifelt Feindes. Aber der Ueberzahl wird die Fischotter unterliegen müssen, um so eher, als vom Ufer die Jäger mit den für den Otterfang bestimmten Waffen herbeieilen. Im übrigen sei bemerkt, daß diese Fleischerarbeit uns sowohl seitens der Hunde als seitens der Jäger gleich wenig anmutig erscheint.

W. B.

Aus dem Bereiche der Antropologie und Gesundheitspflege.

Ein neues Mittel gegen Zahnweh infolge hohler Zähne, sowie gegen Kopfschmerzen, welche durch Blutandrang verursacht sind, empfiehlt Prof. Jäger in seinem „Monatsblatt“. Es handelt sich dabei um weiter nichts, als daß man bei der morgentlichen Waschung sich zuerst das Gesicht nass macht und es erst abtrocknet, nachdem man die anderen Teile gewaschen und getrocknet hat und daß man außerdem bei dem Trocknen der Arme diese vom Ellbogen zur Hand hinab frottirt. Die Wirksamkeit dieser Maßregel erklärt Prof. Jäger, indem er sagt: „Kopf und Arme stehen in bezug auf die Durchblutung im Konkurrenzverhältnis, weil auf der einen Seite Kopf- und Armschlagader aus Gabelung eines Gefäßstammes hervorgehen, auf der andern Seite sehr nahe beieinander von der Körper Schlagader entspringen. Bei den angeführten Uebeln ist es nun wichtig, daß gleich morgens, wenn der Körper aus der wahren in die senkrechte Lage übergeht, die Verteilung des Blutes zwischen Arm und Kopf festgestellt wird, daß die größte Portion die Arme, die kleinere der Kopf bekommt. Dies geschieht dadurch, daß man durch Nässung des Gesichtes und die dort längere Zeit andauernde Wasserverdunstung die Kopfgefäße zwingt, ein kleineres Kaliber anzunehmen, und andererseits die Armgefäße zur Erweiterung veranlaßt dadurch, daß man die vordere Armhälfte sammt Hand leicht frottirt. Wird dieser Gegensatz gleich morgens festgestellt, so hält er auch den Tag über im allgemeinen an. Die ganze Prozedur kann natürlich auch wiederholt, beziehentlich nachgeholt werden, wenn Zahn- oder Kopfschmerz eintritt. — Die Leser der „N. W.“, welche an den bezeichneten Schmerzen leiden, werden uns zu Dank verpflichtet, wenn sie uns über ihre etwaigen Erfahrungen mit diesem Mittel Nachricht geben.“

Ueber die Cholera-bacillen, d. h. jenen mikroskopischen Organismen, welche die spezifische Ursache der Choleraerkrankung sein sollen, hat der Leiter der deutschen wissenschaftlichen Kommission zur Erforschung der Cholera, Geh. Regierungsrat Dr. Koch, von Kalkutta im Laufe des Februar einen neuen Bericht erstattet. Dr. Koch meint, die besondere Bacillenart, welche die Cholera verursacht, ganz sicher festgestellt zu haben und nennt sie ihrer Gestalt wegen „Kommabacillen“. Als ein vornehmlich interessantes Ergebnis der Koch'schen Forschung ist zu registrieren, daß das Wachstum der Kommabacillen nur in alkalisch reagierenden Nährsubstanzen regelrecht erfolgt. Schon eine sehr geringe Menge freier Säure, welche das Wachstum anderer Bacillen noch nicht merklich beeinträchtigt, hält sie in der Entwicklung auffallend zurück. Im normal funktionirenden Magen werden sie getötet, daher muß der

menschliche Magen in besonderer Art angegriffen resp. erkrankt sein, um den Choleraabacillen das Leben und die gefahrdrohende Entwicklung zu ermöglichen.

Ueber Schlangenbisse. Die Frage der Wirkung des Schlangengifts und etwaiger Gegenmittel ist in der Presse mehrfach zur Besprechung gelangt, in Anbetracht dessen, daß unsere deutsche Heimat auch eine gefährliche Giftschlange, die Kreuzotter, beherbergt, deren Biß schon manches Leben zum Opfer fallen mußte. In einer Sitzung der Niederrheinischen Gesellschaft zu Bonn hat nun kürzlich Herr Professor Binz einen Vortrag über Heilmittel bei Schlangenbissen gehalten, und dabei insbesondere eins, den neuerdings empfohlenen Salmiakgeist, besprochen. Die „Köln. Ztg.“ entnimmt dem Vortrage das Folgende:

Infolge der früheren diesbezüglichen Mitteilungen des Vortragenden, welche hier veröffentlicht worden, ging mir in dankenswerter Weise ein Brief aus Port Elizabeth am Kap der guten Hoffnung von Herrn S. A. Behr und gleichzeitig ein Fläschchen eines Geheimmittels zu, welches dort unter dem Namen „Shaw's Sure Cure“ verkauft wird. Zwanzig Tropfen davon sollen gleich nach der Verwundung innerlich, mit etwas Wasser verdünnt, genommen und die durch einige Messerschnitte aufgetzite Wunde damit ausgewaschen werden. Gemäß der mitgegebenen Anweisung zum Gebrauch ist das Geheimmittel ein Auszug aus afrikanischen Pflanzen. Der Darsteller lebt in einem Gebiet, das sehr stark von Kaffern bevölkert ist, er steht bei ihnen in großem Ansehen, ist mit ihrer Sprache und ihren Sitten sehr vertraut und soll das „Geheimnis der Fabrication“ von ihnen mitgeteilt bekommen haben. Die von dem Vortragenden angestellte Untersuchung der braunen Tinktur ergab, daß sie wesentlich aus Salmiak besteht, der durch einige brenzlich riechende und schmerzende Stoffe maskirt ist. Da man kaum annehmen darf, daß die Kaffern ihre chemischen Kenntnisse und Fertigkeiten bis auf die Bereitung von Salmiakgeist ausgedehnt haben, so wird der letztere also wohl den gewöhnlichen zivilisirten Quellen entspringen sein. Das Fläschchen von etwa 50 ccm. Inhalt kostet 7 sh. und 6 d. (nahezu 8 M.). Der Fabrikant warnt vor Nachahmungen und schließt mit der für ihn gewiß sehr wichtigen Mahnung, man möge sein Leben niemals billigen Präparaten anvertrauen!

Der Salmiakgeist ist nun in der That bei den Bissen von gewissen Schlangen von großem Nutzen. Darüber hat der im Zululande geborene Sohn eines eingewanderten deutschen Arztes, Dr. A. Schulz, Versuche angestellt und diese in seiner Doktor-Dissertation (Berlin 1881) beschrieben. Er ließ Meerschweinchen von der Kreuzotter beißen und behandelte die Wunde gleich nachher mit Natrium- oder Salmiakgeist oder gar nicht. Jene Behandlung bestand darin, daß ein halbes oder ein ganzes Gramm der Flüssigkeit mit der gewöhnlichen Morphiumspritze in die Bißwunde eingeführt wurde. Die mit Natrium- oder gar nicht behandelten Tiere gingen sämtlich zu Grunde, während die mit Salmiakgeist behandelten alle am Leben blieben. Dies ist ein sehr merkwürdiges Ergebnis, welches auch bei uns, wo zuweilen Kreuzottern vorkommen, Beachtung verdient. Nicht vergessen werden darf, daß der Salmiakgeist bei den Bissen mancher andern Schlangen vollkommen ohne Wirkung bleibt. Man kann ihn mit dem Gift der Brillenschlange innig mischen und dieses nun erst dem Tiere beibringen, er wird dann das Gift in seiner Weise zerstören. Das gibt wenigstens Fayer in seinem großen Werk auf Grund einer ganzen Reihe mitgeteilter Versuche an.

Einen viel größeren Wirkungskreis als Dr. Schulz weist ein deutscher Kaffeeplanzer, Herr A. Schaar in Misantla (Mexiko, Prov. Vera Cruz), dem Salmiakgeist bei Schlangenbissen an. In einem Brief an die königliche Zeitung, der dem Vortragenden zur Verfügung gestellt war, schreibt er: „Während meiner Anwesenheit hier, habe ich mehr als in sechzig Fällen Schlangenbisse geheilt. Kein einziger der Gebissenen ist gestorben, obgleich einige gefährlich krank waren. Die gebissenen Glieder waren stark angeschwollen, das Blut brach aus Mund und Ohren hervor, die Besinnung war schon geschwunden. Ich gebe dem Gebissenen jede halbe Stunde zwanzig Tropfen Salmiakgeist mit Wasser oder Branntwein verdünnt ein, so lange der Puls nicht in Ordnung oder der Kranke Beengung in der Brust fühlt. In den schwersten Fällen waren die Kranken auf diese Weise binnen vierundzwanzig Stunden jeder Gefahr entzogen. An der Wunde darf nichts geschehen; es ist auch vollkommen überflüssig, denn das Gift geht sofort ins Blut über und der Gebissene hat häufig schon nach wenigen Minuten kaum die Kräfte, sich zu erheben. Um die Geschwulst zu vermindern, gebrauche ich zuweilen kaltes Wasser mit Kohlensäure vermischt; nasse Tücher mit dieser Mischung werden auf die Geschwulst gelegt. Wenn trotzdem so viele Fälle auch hier vorkommen, daß Indianer am Schlangenbiß sterben, so liegt die Ursache darin, daß diese Leute ihre unbrauchbaren Hausmittel oder ihre Wundermittel zuerst anwenden und dann erst ihre Zuflucht zum Salmiakgeist nehmen, wenn der Kranke bereits im Sterben liegt. Meine Arbeiter in den Kaffeeplantagen werden häufig von Giftschlangen gebissen. Es sind Fälle vorgekommen, in denen der Gebissene unterzückt werden mußte, um den eine Viertelstunde weiten Weg bis zum Hause zurückzulegen.“

Die schwersten Symptome waren schon eingetreten, dennoch wurden diese Kranken binnen vierundzwanzig Stunden vollständig wieder hergestellt. Häufig sind drei Gaben von Salmiakgeist ausreichend, in Fällen dagegen, wenn über den Gebrauch von Hausmitteln die Zeit vergangen war, mußte ich vierundzwanzig Stunden lang mit dem Salmiakgeist fortfahren und habe dann stets Erfolg gehabt. Kurz, der

Salmiakgeist ist ein so sicheres Mittel gegen Schlangengift, wie das Chinin gegen Wechselfieber.“

Der Vortragende bemerkt hierzu, daß diese Mitteilungen eines Laien ihm sehr auffallend erscheinen und daß er nur wünschen könne, sie seien frei von jedem Irrtum. Durch anderweitige Versuche an Tieren und durch Beobachtungen am Menschen ist allerdings erwiesen, daß der Salmiakgeist, in mäßigen Gaben ins Blut gelangend, die Tätigkeit eines durch krankhafte Einflüsse geschwächten Herzens ansacht und auch die sinkende Atmung hebt und belebt; daraus folgt theoretisch seine Nützlichkeit beim Schlangenbiß, das Herz und das Atmungszentrum sind ja die ersten Angriffspunkte vieler Schlangengifte. Daß aber der Salmiakgeist, wie der obige Brief ihn schildert, unzweifelhaft lebensrettend sein kann, entspricht wenigstens nicht den Erfahrungen, welche die wissenschaftliche Heilkunde in andern Zuständen bei uns gemacht hat. Auch Fayer hat seinen Tieren, die er von indischen Giftschlangen beißen ließ, den Salmiakgeist unmittelbar ins Blut nachgeschickt, aber die Tiere starben alle an dem Schlangengift. Es handelte sich allerdings an dem Wohnorte des Herrn Schaar um andere Arten dieser Reptilien. Jedenfalls wäre es von höchstem und dankenswertem Interesse, wenn die Ergebnisse unseres Landsmanns in Misantla durch einen wissenschaftlich geschulten Arzt auch nur zu Hälfte bestätigt würden. Der Salmiakgeist wäre dann selbst mit dem Preise, den der Geheimmittelfabrikant Shaw am Kap der guten Hoffnung für ihn fordert, nicht zu hoch bezahlt.

Handel und Verkehrsweisen.

Die Länge des Eisenbahnnetzes der Erde. Das Eisenbahnnetz der Erde erreichte zu Ende des Jahres 1882 eine Gesamtlänge von 411 667 km. Hiervon entfallen auf Europa 180 137, auf Asien 17 282, auf Amerika 200 316, auf Afrika 5 149 und auf Australien 8 783 km. Die Bahnlängen der europäischen Staaten, geordnet nach der Dichtigkeit des Netzes, ergeben sich aus folgender Tabelle:

Länder.	Ganze Länge.		Länder.	Ganze Länge.	
	km.	Auf 1000 qkm. entfallen.		km.	Auf 1000 qkm. entfallen.
Belgien	4293	1458	Spanien	9810	197
Luxemburg	360	1391	Portugal	1673	187
Großbritannien	26619	941	Schweden	6305	140
Deutsches Reich	35500	657	Rumänien	1475	113
Schweiz	2682	648	Türkei	1432	54
Niederlande	2022	613	Norwegen	1524	47
Frankreich	28804	545	Rußland	22890	46
Dänemark	1770	462	Bulgarien	224	35
Oesterreich-Ungarn	19735	317	Finnland	1171	31
Italien	8775	304	Griechenland	73	11

Der größte Teil der asiatischen Bahnen entfällt auf Britisch-Indien mit 15 892 km. oder 70 km. auf 10 000 qkm.; die übrige Länge verteilt sich auf Java mit 613 und auf Ceylon, Japan und Kleinasien mit je 200 bis 300 km. In Amerika betrug die Bahnlänge in den Vereinigten Staaten 168 677 km. oder durchschnittlich 183 km. auf 10 000 qkm., in Kanada 12 224, in Brasilien 4865, in Mexiko 4654, in Argentinien 2811, in Peru 2510, in Chile 1855 und auf Kuba 1382 km.; außerdem sind noch 12 amerikanische Staaten mit Eisenbahnen ausgestattet, deren Längen zwischen 22 und 376 km. liegen. In Afrika finden wir Algerien, die Kapkolonie und Ägypten mit 1531, 1543 beziehungsweise 1518 km. Eisenbahn vertreten; an der verbleibenden Länge beteiligen sich Tunis mit 226, Natal mit 159 und Mauritius mit 132 km. Von den australischen Bahnen endlich entfallen auf Australien selbst 6381, auf Neuseeland 2075, auf Tasmanien 276 und auf Hawaii 51 km. Eisenbahn.

Das Eisenbahnnetz der Erde hat von 1879 auf 1880 um 12 853 km., von 1880 auf 1881 um 23 261 km. und von 1881 auf 1882 um 31 371 km. zugenommen.

(Nach der Zeitschrift des Österreichischen Ingenieur- und Architektenvereins, 1884, S. 8.)

Beiträge zur Länder- und Völkerkunde.

Ein Besuch auf der schwimmenden Insel. Wir hatten von einer Naturmerkwürdigkeit gehört, die sich nicht weit hinter der preussisch-russischen Grenze in den baltischen Provinzen befindet. Es handelte sich um eine schwimmende Insel, die allsommerlich aus der Tiefe eines Sees an die Oberfläche steigt und mit Beginn des Winters wieder spurlos in das Wassergrob versinkt.

Ein namhafter Naturforscher aus Königsberg begleitete uns, und so sahen wir, drei Herren, an einem festgesetzten Tage zunächst von Eydikubnen über Dünamburg nach Kokenhufen, einer Station der Rigadünamburger Eisenbahn. Es war an einem prächtigen Herbsttage, als wir in Kokenhufen eintrafen. Hier nahmen wir Postpferde und erreichten nach mehrstündiger Fahrt und nach etlichem Pferdewechsel das

im gleichnamigen Kirchspiel unweit Schloß Erlaa liegende Gut Festen, wozu die schwimmende Insel gehörte. Wir wurden gastlich aufgenommen und zurechtgewiesen und bald standen wir am Ufer des Pfingstees, der in seiner Mitte die Wunderinsel beherbergt. Nichts verriet an dem umfangreichen grünen Eilande die Heimtücke, die ihm innewohnt. Da es bald dunkelte, konnten wir nicht mehr zu der schwimmenden Insel hinüberdröhen. In der Nacht fror es einige Grad, und am andern Morgen hieß es, schon heute könne die Insel versinken.

Gegen zehn Uhr ruderten wir auf einem Floß, welches durch sehr lange Stangen von lettischen Bauern fortbewegt wurde, zu der Insel hinüber. Ich kann wohl sagen, daß die Insel für mich etwas von jenem geheimnisvollen Zauber hatte, der die vielgenannten Inseln Juan Fernandez und Salas y Gomez umweht. Erstere, die Robinson-Insel, ist noch in diesem Augenblick für die Segler der Linie Lima-Buenos-Ayres, was die mitten im stillen Weltmeer liegende, durch Chamisso berühmt gewordene, nur aus einem Haufen weißer Felsen bestehende Insel Salas y Gomez für die Dampfer der Linie Santago-Paoli ist, nämlich ein märchenhaftes Eiland. Wir aber landeten nun auf der Wunderinsel des Pfingstees und wandelten so über einem bodenlosen Abgrund, der uns jeden Augenblick verschlingen konnte. Der Naturforscher machte sich sofort daran, die silzige, torfartige Beschaffenheit der Insel zu untersuchen. Ich bohrte eine von den langen Aderstangen in den Grund, und gleichsam als Antwort des Erdgeistes stiegen große, mit Luft gefüllte Blasen in die Höhe. Der dritte in unserem Bunde hielt sich vorsichtig am Rande der Insel und in der Nähe des Flosses auf, um bei etwaigem Eintritt der Katastrophe mit klüßnem Sprünge das rettende Fahrzeug zu gewinnen. Die lettischen Leute jedoch meinten, noch niemand habe die Insel hinabsinken und emporsteigen sehen. Alles geschehe geheimnisvoll in der Nacht. An einem Morgen sehe man plötzlich die Insel und nach einem halben Jahr, nach Eintritt der ersten Nachtröste, sei sie eines schönen Morgens verschwunden. Im Sommer bauen die Vögel ihre Nester darauf, und die Sense wird auf ihr geschwungen, wie auf der schönsten Wiese, doch im Spätherbst bildet die Inselstelle ein schauerliches Wassergrab, darüber sich unheimlich die Nebel wälzen. Die Frage, ob sich wohl schon jemand vor Zeiten auf der Insel angesiedelt habe und dann mit seiner Habe versunken sei, konnte nicht beantwortet werden.

Der Naturforscher jedoch war bald über den Charakter der merkwürdigen Insel im klaren. Der Stoff der Insel war von einer solchen Unmasse Gasblasen durchdrungen, daß diese wirken mußten wie die luftgefüllten Ballons an einem Schiffe, das versenkt war und durch die Ballons gehoben wurde. Im Sommer gehe auf dem Grunde des Sees eine mächtige Gasentwidelung vor sich und die Insel werde so gehoben. Bei Eintritt des Frostes jedoch, welcher die Gasentwidelung hemme oder vermindere, versinke die Insel, weil das Gas sie nicht mehr tragen könne. Es wurde nun längere Zeit darüber gesprochen, ob nicht aus noch unbekanntem Ursachen das Wasser steige und falle und so die Insel, die vielleicht fest sei, verschwinden mache und wieder freilege. Das Ergebnis der Besprechung und weiteren Untersuchung ergab, daß ein Steigen und Fallen des Wassers völlig ausgeschlossen sei. Der Naturforscher erklärte uns an einem Stück des schwammigen Stoffes der Insel die gewaltige Gasdurchdringung. Wenn wären wir tiefer in das Geheimnis gedrungen; vor allem hätten wir gerne erfahren, wie es zwischen dem Boden der Insel und dem Grunde des Sees ausschaue, doch wir sagten uns, daß selbst ein mit allen Erfindungen der Neuzeit ausgerüsteter Taucher wohl schwer zu bewegen sein würde, in die Tiefe zwischen Insel und Seegrund hinabzusteigen. Während wir noch mit den scharfen Messern an der Inselsubstanz schnitten und in die tausende von Gasäugen blickten, hatte uns ein Nebel so dicht eingehüllt, daß wir das Ufer des Pfingstees nicht mehr sehen konnten. Der Nebel erhebt sich — beiläufig bemerkt — in jenen nordischen Ebenen oft so plötzlich, wie im Gebirge, namentlich im Spätherbst. Ich fragte gerade den Naturforscher, was er meine, ob die Katastrophe des Versinkens wohl plötzlich oder langsam eintrete, so daß man noch Zeit habe, sich in das Boot oder auf das Floß zu retten — da gluckste das Wasser so eigentümlich.

„Das Ereignis tritt nach meinem Dafürhalten plötzlich ein“, antwortete er. „Die Gurgeltöne des Wassers, die wir jetzt hören, rühren von dem Auseinandergehen der Gasblasen her, die am Boden der Insel vielleicht einen beträchtlichen Umfang haben mögen. Das Wasser tritt an die Stelle der auseinandergehenden Gasblasen und dann erfolgt das Glucksen oder Gurgeln.“

„Sie haben also schon früher über diese merkwürdige Insel gehört?“ „Gewiß habe ich manches gehört, aber ich wollte immer das merkwürdigste Stück Land, welches es vielleicht gibt, mit eigenen Augen sehen.“

„Hören Sie nur, wie es tief gluckst.“

„Die Insel wird bald dem Geze der Schwere nachgeben.“ „Meine Herren“, tönte es jetzt aus dem Nebel, „retten Sie sich! Die Insel sinkt; ich bin bereits auf dem Floß. Wir müssen weit von der Insel fort sein, wenn sie sinkt, sonst wird auch das Floß mit in den Schlund gezogen.“

Diese Worte, welche der Dritte in unserem Bunde rief, der sich bereits auf das Floß in Sicherheit gebracht hatte, verfehlten ihre Wirkung nicht. Wir glaubten, er müsse eine ungewöhnliche Bewegung an der Insel wahrgenommen haben und stürzten auf das unheimlich im Nebel liegende Floß zu.

„Was haben Sie gesehen?“ fragten wir aufgeregt.

„Ich habe nicht bloß gesehen, sondern auch gehört. Der Geist aus der schauerlichen Tiefe sendete uns Warnungsrufe. Wehe uns, wenn wir sie nicht beachten! Seht, seht, sie sinkt! Rudert Leute, rudert! so rief er und hätte in seiner Aufregung fast einen Ruderer vom Floß gestoßen.“

Wir sahen nichts mehr. Der Nebel hatte die Insel unseren Blicken entzogen; sie lag aber jedenfalls noch so unbeweglich, wie vorher. Das aber hatten wir deutlich wahrgenommen, daß man sich leicht in Furcht jagen lassen kann. Wir glaubten, es müsse etwas Wahres an den Worten des Dritten sein. Uns war ebenfalls unheimlich zumut geworden. Als wir landeten und der Dritte zuerst vom Floß, aber in eine tiefe Stelle sprang, glaubte der Aufgeregte, wir hätten, durch den Nebel irre geführt, wieder an der unheimlichen Insel angelegt. Erst die wiederholten Versicherungen und Untersuchungen, daß wir wirklich Festland unter den Füßen, verschlechte bei ihm und — weshalb soll der Mensch seine schwachen Augenblicke nicht eingestehen — auch bei uns die Furcht.

(Fis.)

Rätsel.

Mit M hast du mir viel zu danken,
Mit K siehst mich im Wasser schwanken,
Mit L mußt mich in Böhmen suchen,
Mit B auf Brot und auch auf Kuchen.
Mit F bin Mensch und Tieren schwerlich
Im ganzen Leben je entbehrlich.

E. H.

Rebus.



Berichtigung.

In meiner Abhandlung „Zweiterlei Perpetuum mobile. I.“ finde ich auf Seite 27, Spalte 2 einen Irrtum meinerseits. In einem durch die Erde reichenden Schachte würde ein Körper nicht unmittelbar infolge der Schwere im Mittelpunkt der Erde in Ruhe kommen, sondern vermöge des Widerstandes der Luft, die zufolge der Schwere auch den Schacht ausfüllen würde. Wäre der Schacht vollkommen luftleer und alle sonstigen Störungen ausgeschlossen, so bliebe man in dem losgelassenen Stein ein wirkliches Perpetuum mobile: eine ewige Vordrehbewegung auf und nieder ohne jede Verminderung des Ausschlags würde stattfinden. Paul Köhler, Ingenieur.
Hinzugefügt sei, daß es auf S. 230, Spalte 1, Zeile 20 von oben statt „Widerstände“ heißen muß.

Inhalt: Die Alten und die Neuen. Roman von M. Kautsky. (Fortsetzung.) — Bilder aus der Schweiz. Von J. Mard. (Mit 3 Illustrationen.) — Die rechtliche und soziale Stellung des mohammedanischen Weibes nach den Lehren des Koran. Von Karl Frohne. — O die Freunde! Novelle von M. A. Verei. — Dein Auge. Gedicht von Peter Cornell. — Der Marschdichter Hermann Allmers. Eine literarische Charakterstudie von Dr. L. Bräutigam. — Ueber Viehzucht im Westen Nordamerikas. — Das Spießrutenlaufen. — Raientrostlein. Gedicht von J. Stern. — Unsere Illustrationen: Die Fischejagd. — Aus dem Bereiche der Anthropologie und Gesundheitspflege: Ein neues Mittel gegen Zahnweh. — Ueber die Choleraabacillen. — Ueber Schlangenbisse. — Beiträge zur Länder- und Völkertunde: Ein Besuch auf der schwimmenden Insel. — Handel und Verkehrsweisen: Die Länge des Eisenbahnnetzes der Erde. — Rätsel. — Ärztlicher Ratgeber. — Redaktionskorrespondenz. — Allgemeinwissenschaftliche Auskunft. — Polytechnischer Briefkasten. — Ratgeber für Haus- und Landwirtschaft. — Humoristisch. — Aktiengesellschaften und Gründungsweisen in den Schwindseljahre nach 1871.